# Oesterreichisch-Ungarische Revue.

## Jahrgang 1886.

### Sechstes Heft.

(September.)



Wien.

Verlag der Oesterreichisch-Ungarischen Revue (Glockengasse 2).

Generaldebit für den Buchhandel:
Alfred Hölder, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler
Rothenthurmstraße 15.

# Inhalt.

# Wilhelm von Tegetthoff.

Ein vaterländisches Gedenkblatt*) von Joseph von Lehnert.

(Mit einer Abbildung des Tegetthoff-Monumentes zu Wien von Karl Kundmann und einem Autograph Tegetthoff's aus dem Schlachtberichte von Lissa.)

Motto: Preist von Lepanto man den mächtigen Helden
Und von Trafalgar den kühn und stark,
Muß deinen Namen auch die Chronik melden.
Ritter Tegetthoff von Ludwig Aug. Frankl.

Die traurigen Ereignisse des Unglücksjahres 1866 lasteten schwer auf dem Gemüthe eines jeden Oesterreichers. Auf die Siegesnachricht von Custozza folgten gleich verheerenden Donnerschlägen die Niederlagen am nördlichen Kriegsschauplatze. Der Gedanke, daß Oesterreichs Stern zu erbleichen, zu verlöschen schien, erweckte bange Sorgen um die nächste Zukunft des Kaiserstaates. In dieser kritischen Zeit, in der unser Vaterland geängstigt und bestürzt weiteren Schicksalschlägen entgegensah, richtete Tegetthoff durch seinen glänzenden, von aller Welt bewunderten Sieg von Lissa die Gemüther wieder auf, rettete Ehre und Ruhm der Monarchie aus Sturm und Drang und erhob Oesterreichs Banner hoch aus der allgemeinen Trübsal. Wer Zeuge des allerwärts entfesselten Jubels war, als die Kunde des großen Seesieges mit Blitzesschnelle alle Gebiete der Monarchie durcheilte und die stumpfe Ergebung wie mit einem Zauberschlage in hoffnungsspendende Freude verwandelte, der fühlt noch heute die großartige moralische Bedeutung des ruhmvollen Lissatages.

Allein Tegetthoff's unsterblicher Name, den uns die Enthüllung seines Denkmales wieder näher bringt, hat für unser gemeinsames Vaterland noch eine andere Bedeutung, denn in seiner historischen Gestalt blickt uns nicht allein der bei Helgoland und Lissa erprobte

---

*) Dem Verfasser standen hierzu die Originalien des schriftlichen Nachlasses Tegetthoff's zur Verfügung.

Seeheld entgegen, sondern auch der in tausend Gefahren gestählte männliche Charakter, der Träger großer, leider unbeachtet gebliebener Gedanken, der feurigste Patriot, mit kurzen Worten der geniale Staatsmann, der mit eisernem Muthe, um Hindernisse unbekümmert, auf das Eine große Ziel — das einige, freie, ruhmgekrönte Oesterreich — lossteuerte.

In diesem Sinne wächst seine Bedeutung aus einem engeren Rahmen zu einer überaus glanzvollen Höhe an. In der That erblickte man bald in Tegetthoff den zukünftigen Staatslenker, denn seine rasch geschaffene politische Stellung, der allen Parteien imponirende Vollklang seines Namens, das allgemeine Vertrauen in seine Kraft und sein völlig unerreichbares Pflichtbewußtsein hoben ihn empor aus der Zahl der österreichischen Würdenträger. Einem funkelnden Sterne vergleichbar, leuchtete Tegetthoff's Name vom umdüsterten Himmel nieder in unsere Herzen. Sein vorzeitiger Tod wurde deshalb als einer jener schweren Unglücksschläge empfunden, welche unser viel geprüftes Vaterland heimgesucht haben.

Mit uns trauerte auch das Ausland, insbesondere die Seestaaten, die Tegetthoff rückhaltslos zu den ausgezeichnetsten Seemännern aller Zeiten rechneten und als wahren Freund echter Seemannschaft verehrten.

Aber noch tiefer grub der jähe Tod den Schmerz in die betrübten Herzen seiner Kampfgenossen ein, die er mit todesmuthigem Geiste zum Siege geführt.

Ein biographisches Bild dieses großen Mannes zu entwerfen gehört zu den lohnendsten Aufgaben. Möchte es der nachfolgenden Schilderung gelingen, dieses dankbare Ziel zu erreichen.

*
* *

## I.

Seit mehr als einem Jahrhundert glänzt der Name Tegetthoff in den Annalen der österreichischen Kriegsgeschichte. Die Familie, welche so glücklich war, unserem glorreichen Herrscherhause so markige und treu ergebene Sprossen zu schenken, war zu Anfang des 18. Jahrhunderts in Westphalen ansässig. Johann Christoph Tegetthoff, der Ur-Urgroßvater Wilhelm's von Tegetthoff, war damals in Paderborn begütert und trat als Officier in kurpfälzische Dienste. Er machte den spanischen Erbfolgekrieg mit und starb auf dem Schlachtfelde. Einer seiner Söhne, Johann Wilhelm von Tegetthoff, wurde als Rittmeister bei den Esterházyhusaren im siebenjährigen Kriege ausgezeichnet

und im Jahre 1765 „wegen bewiesener heroischer Tapferkeit" in den Adelsstand erhoben. Er starb hochbetagt zu Eisenstadt in Ungarn. Dessen Söhne dienten insgesammt in der k. k. Armee, doch war es von diesen vornehmlich der Dritte, Joseph, dem ein ruhmvoller Name beschieden ward. Er machte die letzten Feldzüge des siebenjährigen Krieges mit und kämpfte später auf den nördlichen Kriegsschauplätzen während der französischen Revolutionskriege in den Jahren 1794 bis 1800. Bei den Gefechten von Hartenberg (6. April 1794) und von Castel und Kostheim (27. September und 3. October des gleichen Jahres) rühmlich erwähnt, wurde sein Name auch in den späteren Kriegsjahren ehrenvoll genannt. Für seinen ruhmvollen Antheil an der Schlacht bei Stockach (25. März 1799) erhielt er das Ritterkreuz des Maria-Theresienordens. Von diesem selben Tegetthoff wird erzählt, daß er in der genannten blutigen Schlacht dem Erzherzog Karl das Leben gerettet habe, indem er ihn mit den Worten: „Zurück, kaiserliche Hoheit, hier ist nicht Ihr Platz" zwang, eine Position zu verlassen, welche wenige Augenblicke später dem Kugelregen derart ausgesetzt war, daß von dem zurückgebliebenen Gefolge des Erzherzogs auch nicht ein Einziger mit dem Leben davon kam. Joseph von Tegetthoff, nach 42jähriger Dienstzeit als Oberstlieutenant in den Ruhestand getreten, starb am 7. März 1819 zu Brünn.

Ignatz, der Großvater Wilhelm's von Tegetthoff, war der älteste Bruder des anfangs genannten Johann Wilhelm. Dessen Geburtsort und Geburtsjahr sind nicht bekannt. Er diente seit 1787 als Hauptmann bei dem Infanterie-Regimente Franz Kinsky, trat 1803 als Major in den Ruhestand und starb 1813 in Prag. Mit Clara Baumann verehelicht, hinterließ er zwei Söhne Wenzel und Karl und eine Tochter Sophie. Die Söhne traten 1805 in Folge der Kriegsrüstungen in die k. k. Armee ein.

Wenzel erlangte den Rang eines Oberlieutenants und sah sich durch die bei Wagram (1809) und bei Dresden erhaltenen Wunden gezwungen, den activen Dienst zu verlassen. Er starb in den Fünfziger Jahren zu Wien, nachdem er eine Zeit lang eine Anstellung bei den Salzbergwerken zu Wieliczka innegehabt hatte.

Sein Bruder Carl, der Vater des Siegers von Lissa, diente bei dem Infanterie-Regimente Lindenau Nr. 29, kämpfte als Fähnrich in der Schlacht bei Austerlitz, später bei Aspern und Wagram, dann während der Befreiungskriege von 1813 bis 1815, rückte 1825 im Regimente Nr. 47 zum Hauptmann und 1836 zum Major vor, in welcher Charge er das Werbebezirkscommando zu Marburg leitete. Durch

körperliche Leiden sah er sich gezwungen, im Jahre 1840 in den Ruhestand zu treten, bei welchem Anlasse er den Oberstlieutenantscharakter erhielt. Er starb, als seines Sohnes Wilhelm Ruhmesstern am Horizonte dämmerte — am 8. Februar 1858 zu Graz, nachdem es ihm gegönnt war, bei verschiedenen Anlässen für das allgemeine Wohl thätig zu sein.

Die seltenen Charaktereigenschaften, welche dieser in bescheidenen Verhältnissen und im Stillen wirkende Mann sein Eigen nannte, nämlich eine seltene moralische Strenge, vollendetes Pflichtgefühl und Gewissenhaftigkeit, wußte er in seinen Kindern zu wecken und zu pflegen. Ebenso wurde sein klarer Verstand und die scharfe Urtheilskraft das werthvolle Erbe derselben.

Seine Frau Leopoldine, die am 28. April 1806 zu Prag geborene Tochter des Privatbeamten Cermak, lernte er zu Pettau in Steiermark kennen und vermählte sich mit ihr zu Marburg im Jahre 1826.

Aus dieser Ehe entsprossen fünf Söhne, von welchen Leopold und Hermann in jungen Jahren starben. Der älteste Sohn Carl legte, indem er im kräftigsten Mannesalter den Rang eines Feldmarschall-Lieutenants erreichte, eine glänzende Militärcarrière zurück; ein unerbittliches Schicksal weihte ihn einem vorzeitigen Tode. Der jüngste Sohn, Albrecht, geboren 1840, widmete sich dem hydrographischen Dienste der k. k. Kriegsmarine und starb als geschätzter und von seinen Schülern hochgeachteter Professor der Mathematik an der Akademie in Fiume am 22. Juli 1872. Wilhelm von Tegetthoff, dessen glanzvollen Lebenslauf wir zu schildern im Begriffe sind, erblickte am 23. December 1827 zu Marburg in Steiermark das Licht der Welt. Auch ihm war nur eine kurze Lebensdauer beschieden. So hochbeglückt die greise Mutter sich gefühlt haben mochte, als sie ihre Kinder die höchsten Stufen der militärischen Hierarchie emporklimmen und über dem Haupte ihres Wilhelm's die Sonne des Ruhmes aufleuchten sah, so reichbelohnt sie ihre liebevollen Sorgen um die Erziehung ihrer blühenden Söhne im Herzen fühlen mochte: so war ihr doch der tiefste Schmerz, der eine so edel veranlagte Mutter zu treffen vermag, nicht erspart geblieben. Einen nach dem Anderen ihrer geliebten Kinder sah sie — eine Heldin an Ergebung und Entsagung — in das stumme Grab sinken.

Einsam ihrem Schmerze und einer reich bewegten Erinnerung lebend, folgte sie am 26. September 1883 zu Graz ihren Theueren in das Reich der ewigen Ruhe. Mit ihr erlosch die glorreiche Familie Tegetthoff.

*
* *

Seinen liebevollen Eltern verdankte Wilhelm von Tegetthoff die Grundlagen seiner Vorliebe zu wissenschaftlichen Forschungen und seiner classischen Geistes- und Charaktereigenschaften, die seiner Person auch abgesehen von dem berühmten Namen einen völlig unwiderstehlichen Einfluß auf seine Umgebung sicherten. Das Geheimnißvolle dieser Erscheinung lag in dem Erziehungssysteme seiner Eltern.

Als Tegetthoff, von seinem Vater zur Marine bestimmt, im Jahre 1840 (28. September) in das Marinecollegium zu Venedig eintrat und nach schwerem Abschiede das Elternhaus verließ, wohin er in späteren Jahren nur mehr als seltener Gast zurückkehrte, da brachte er bereits die Bedingungen für seinen zukünftigen Beruf mit: Pflichtgefühl, militärische Unterordnung, Fleiß und Ausdauer, Vaterlandsliebe und Hochherzigkeit.

Vor Allem warf sich Tegetthoff mit Eifer auf das Studium der italienischen Sprache, in welcher die Vorträge an der Marineakademie zu jener Zeit gehalten wurden. Die Schwierigkeiten des Studiums waren unter solchen Verhältnissen keine geringen, doch gelang es Tegetthoff's Fleiße dieselben schon nach wenigen Monaten zu überwinden und einen ehrenvollen Rang unter seinen Mitschülern einzunehmen. *)

Neue Anregungen brachten dem jungen Seemanne die jährlichen Seereisen der Zöglinge und die in ihm wache Liebe zur Natur fand volle Befriedigung. So lernte er noch als Knabe die Küsten des Adriatischen Meeres kennen. Seine erste Einschiffung (am 27. Juli 1841) machte er auf der Segelcorvette „Cesarea“ und schon im nächsten Jahre schreibt er während der zweiten Seereise seinem Vater, daß ihm das Seeleben gut anschlage und er wenig von der Seekrankheit zu leiden

*) Entgegen den Aufzeichnungen des Hofrathes Adolph Beer in dessen sehr geschätztem Werke „Aus Wilhelm von Tegetthoff's Nachlaß“ sei hier constatirt, daß Tegetthoff in der ersten Classe des Marinecollegiums nicht 121 Mitschüler, sondern deren nur 12 hatte, was schon daraus hervorgeht, daß die Gesammtzahl der Zöglinge in allen fünf Jahrgängen während seiner Studienjahre die Höhe von 50 niemals überschritt. Thatsächlich zählte die Tegetthoffclasse bei der Ausmusterung im Jahre 1845 nur zwei Zöglinge und bekleidete der nachmalige Admiral in derselben den ersten Rang. In den Listen der Akademie ist er als „Guglielmo Teghethoff“ angeführt. Diesbezüglich schreibt Tegetthoff aus Venedig den 14. August an seinen Vater: „Mit mir trat nur noch ein Zögling aus, ein gewisser Jakob Maldini, Sohn eines Schiffsfähnrichs von Zara, denn unsere Classe, die in dem ersten Jahre aus 13 Individuen bestand, wurde durch die Strenge des vorigen Directors Obersten Bordini auf zwei reducirt.“ Dem Originalbriefe Tegetthoff's entnommen.

habe. „Uebrigens hatte ich,“ heißt es in einem Briefe vom 28. October 1842, „nicht die mindeste Furcht während eines Sturmes.“

Endlich schlug für Tegetthoff die Stunde der Erlösung; am 21. Juli 1845 verließ er das Marinecollegium als wohlbestellter Marinecadet. „Du kannst dir die Freude vorstellen,“ schrieb er am 26. Juli seinem Vater, „die ich empfand, als ich das Thor des Collegiums hinter mir sah und dachte: da gehe ich nicht mehr hinein. Fünf Jahre in einem Institute sind doch sehr lang.“ Der Erfolg seiner Studien war ausgezeichnet. In sämmtlichen Lehrfächern wurde ihm die „große Eminenz“ zugesprochen. Neben der deutschen Sprache beherrschte er die italienische, französische und engliche Sprache in hinreichendem Maße. In späteren Jahren pflegte er die fremden Sprachen, unter anderen auch türkisch und arabisch, mit großer Sorgfalt. Thatsächlich führte er sein Tagebuch im Jahre 1862 in französischer Sprache. Der Austritt aus dem Collegium sollte leider Tegetthoff's Freude trüben, denn der junge Mann mußte auf die Hoffnung, seine lieben Eltern nach langen Jahren wiederzusehen, verzichten.

Die Vermögensverhältnisse der Seinigen waren sehr beschränkt, ja die harte Noth pochte zuweilen an die Pforte des Elternhauses, so daß sein Vater kaum die nothwendigsten Ausrüstungsstücke für seinen Sohn bestreiten konnte. Er hatte zu diesem Zwecke mühselig hundert Gulden zusammengebracht und wollte sie seinem Sohne senden. Wilhelm lehnte die Liebesgabe ab. Die hochherzigen Gefühle des 18jährigen Jünglings wollen aus den nachfolgenden Zeilen des an seinen Vater am 26. Juli 1845 gerichteten Briefes entnommen werden: „Ich bitte Dich, theuerster Vater, mir es nicht übel nehmen zu wollen, wenn ich mich für die hundert Gulden, welche Deine grenzenlose Güte für mich, mir zudachte, nochmals bedanke. Ich kann sie wirklich nicht annehmen, denn es würde mich stets schmerzen, wenn ich das Bewußtsein hätte, daß Du und die gute Mutter meinetwegen Euch Abbruch thätet. Du schildertest mir Deine jetzige Lage, wie Du eingeschränkt lebest, in dem Briefe, in welchem Du mir die Unmöglichkeit, mich auf Urlaub kommen zu lassen, bekannt gabst; ich weiß also, wie einfach und zurückgezogen Du jetzt lebest und sehe also ein, daß es Dir sehr schwer fallen muß, auf einmal eine Auslage von hundert Gulden zu machen; und doch ist Deine Güte so groß, sie machen zu wollen. Es wäre also lieblos und undankbar von mir, wenn ich jetzt, da ich weiß, daß Du Dich nicht in der Lage befindest, eine solche Summe annehmen würde. Ich bitte Dich also, diese lieber für Dich und die gute Mutter verwenden

zu wollen und Dich nur nicht für beleidigt zu halten, wenn ich diesmal von Deiner großen Güte nicht Gebrauch mache."

Die ersten Dienstjahre verbrachte Tegetthoff auf kleinen Segelschiffen in der Adria. Seine Sehnsucht, die Levante kennen zu lernen, in der Welt herum zu kommen, konnte erst in späteren Jahren gestillt werden. Besonders Ostindien und China wünschte er zu besuchen, allein gerade diese Länder sollte sein Fuß niemals betreten.

Während einer Reise, die Tegetthoff im Januar 1848 an Bord der Corvette „Adria" nach Patras unternahm, erfolgte seine Beförderung (27. Januar) zum Officier. Der junge Fregattenfähnrich erfuhr dieselbe erst einen Monat später, als er mit dem erwähnten Schiffe in Venedig ankam.

In Patras verbrachte er einige genußreiche Tage. „Uns allen war leid, Patras zu verlassen," schreibt er am 11. März aus Ragusa, „wir wurden dort sehr gastfreundlich aufgenommen. Ich ging auch zu zwei englischen Familien ins Haus, wo ich mich in der englischen Sprache ziemlich übte, denn das ist weltbekannt, daß die beste Grammaire zur baldigen Erlernung einer Sprache — ein junges hübsches Mädchen ist."

In Venedig angekommen, sah er sich inmitten der ausgebrochenen Revolution; ein Theil der italienischen Marineofficiere nahm Dienste bei der neuen republikanischen Regierung. „Einige Deutsche, unter diesen auch ich," heißt es in einem Briefe Tegetthoff's aus Triest vom 28. März 1848, „nahmen ihre Entlassung und befinden uns jetzt hier. Hier wird eine deutsche Marine gebildet werden. Die größere Anzahl von Kriegsschiffen sind noch auf der Seite Oesterreichs. Oberst Marinovich wurde von den Arbeitern des Arsenals, die ihn seit je haßten, ermordet, und dies in einem Aufstande, der dort stattfand. Feldmarschall-Lieutenant Zichy und Martini, Oberstlieutenant Hadik und mehrere Andere blieben als Geisel in Venedig zurück. In den jetzigen Verhältnissen darf ich an meinen Urlaub gar nicht denken."

Von welchem Geiste der kriegslustige Officier beseelt war, zeigt eine Reihe treffender Bemerkungen in seinen Briefen an den Vater. Am 10. Mai erhielt er den Befehl, ohne Verzug mit der Brigg „Venezia" abzureisen. Die Reise ging aber nicht, wie er hoffte, nach Venedig, in dessen Nähe sich einige feindliche Schiffe gezeigt hatten, sondern nach Triest. Von dort schrieb er am 3. Juni: „Wir sind noch immer in Triest. Die vereinte italienische Flotte ist bei Pirano geankert und nachdem sie uns an Stärke überlegen ist, läßt man uns nicht

hinaus. Wir spielen eine schöne Rolle mit unserer Marine; wir können uns von hier nicht rühren. Es ist wirklich ärgerlich und kränkend, daß das Kaiserthum Oesterreich sich vor solchen Staaten, wie Sardinien rc., auf der See flüchten muß. Wenn sich jetzt nicht unsere Ansichten geändert hätten, wenn wir nicht die Hoffnung hegen könnten, daß unsere Marine sich um Vieles vergrößern wird, würde ich meine Entlassung bei der k. k. Marine nehmen, obwohl ich sehr gerne auf der See diene. So eine schändliche Figur wollte ich nicht zum zweitenmale machen."

In einem ähnlichen Tone kommt in späteren Briefen der Unmuth des jungen Officiers über die der Marine durch die Verhältnisse der Revolutionsjahre aufgedrängte passive Haltung zum Durchbruche. Tegetthoff sehnte sich nach einem Kampfe mit dem Feinde. Besonders kränkte ihn „die keineswegs ehrenvolle Unthätigkeit der Schiffe" während der demüthigenden Blokade von Triest.

Unterdessen war der Viceadmiral Martini zum Marinecommandanten ernannt worden. Tegetthoff hoffte nun, daß der Marine bessere Tage beschieden sein werden. „Der Himmel wolle," schreibt er am 7. September 1848, „daß wir auch einmal in die Gelegenheit kommen würden, zu zeigen, daß wir nicht umsonst unsere Kanonen an Bord führen".

Seit 15. October dem Marinecommandanten als Adjutant zugetheilt, findet sich Tegetthoff „nach und nach in die neue Lebensart" am Schreibtische zurecht. Er ist voller Hoffnung, daß die Ereignisse des Jahres 1848 „eine Lection für Oesterreich gewesen sein werden, aus welcher es lernen kann, wie nöthig unserem Staate der Besitz einer Kriegsmarine sei, und daß uns folglich eine brillante Zukunft erwarte". So rasch sollte dies indeß nicht geschehen.

Anfangs des Jahres 1849 wurde Martini nach Wien berufen und am 18. Februar erhielt Tegetthoff den Auftrag, seinem Chef schleunigst dahin zu folgen. Auf dem Bahnhofe zu Graz hoffte er seine geliebte Mutter, welche er von seiner Reise in Kenntniß gesetzt hatte, zu treffen. Der Brief scheint sich verspätet zu haben und der Sohn traf seine Mutter nicht an! Die Pflichtreue des jungen Officiers hielt ihn ab, auch nur einige Stunden in Graz zu verweilen, um die theure Mutter, die er seit 8½ Jahren nicht sah, zu umarmen! Erst einen Monat später ward ihm dieses Glück zu Theil. „Es war ein süßer Traum, aus dem man mit Schmerzen erwacht und die im Gedächtniß zurückgebliebenen Traumbilder fortzusetzen wünscht," so beschrieb er die kurze Spanne Zeit, die er bei seiner Mutter verlebte.

Mit Martini, der am Hofe von Neapel zum Gesandten ernannt worden war, durchreiste er Italien, mußte jedoch wegen Mangel an Officieren bei der Marine bald wieder nach Triest einrücken. Tegetthoff wurde nun auf die bei der Blokade von Venedig verwendete Corvette „Adria" eingeschifft. Dort ward sein sehnlicher Wunsch, ins Feuer zu kommen, erfüllt.

Hören wir, wie er die Blokade und die kriegerische Affaire seinem Vater schildert.

Corvette „Adria" am 7. Juni 1849 vor Chioggia.

Theuerster Vater!

Wir haben noch immer keine Aussicht, daß sich die Blokade von Venedig einem Ende nähere; es wird täglich von der Landseite bombardirt, doch man hört nichts, das eine baldige Erlösung von diesem langweiligen Dienste wahrscheinlich machte. Das Wetter ist trotz der schönen Jahreszeit sehr schlecht. Wir hatten in den letzten acht Tagen zwei tüchtige Nordoststürme. Wenn sich Venedig nicht vor dem Winter ergiebt, so werden wir die Cernirung von der Seeseite, was die Segelschiffe betrifft, aufgeben müssen, denn diese Küste ist mit Stürmen von der Ostseite sehr gefährlich. Im verflossenen Winter scheiterte hier die englische Kriegsbrigg „Mutine"; sie ging ganz und auch Mehrere vom état major und von der Mannschaft zu Grunde. Unser Dienst ist sehr beschwerlich; Tag und Nacht Ronden an der Küste, um den Fischfang zu hindern. Die Venetianer haben mehrere armirte Bragozzi (Fischerbarken), um unsere Schaluppen zu vertreiben, welches ihnen aber bis jetzt noch nicht gelungen ist. Die große Schaluppe der Corvette „Adria" trieb auch neulich zwei solche armirte Bragozzi unter das Feuer der Strandbatterien zurück.

Am 4. d. M. kam ich per Zufall zum erstenmal eigentlich ins Feuer. Wir erhielten um Mitternacht die Nachricht, daß der Dampfer „Vulcan," welcher Abends zuvor bei uns vorüberfuhr, in der Nähe einer venetianischen Batterie bei Brondolo (südlich von Chioggia) gestrandet sei. Er sollte einen k. k. Obersten in das Hauptquartier zu St. Anna bringen und fuhr aus Versehen des Wachtofficiers auf Schußdistanz von den feindlichen Kanonen auf eine Sandbank. Die Mondhelle, welche, sich am Meere spiegelnd, die niedere Küste schwer erkenntlich machte, war den Venetianern günstig. Sie eröffneten sogleich das Feuer, welches sie ununterbrochen bis zum folgenden Morgen fortsetzten.

Die Schaluppe der Corvette wurde, mit Wurfankern und Kabeln versehen, abgesendet, um dem Dampfer beizustehen. Ich commandirte sie und so wurde mein seit Langem genährter Wunsch erfüllt, Kugeln pfeifen zu hören. Bis zum Tagesanbruch arbeiteten wir mit Winden und Blöcken (Flaschenzüge); das Dampfschiff ruderte mit Vollkraft zurück, doch keine Möglichkeit, es flott zu machen! Zum Unglück war auch Ebbe eingetreten. Ich muß gestehen, ich hatte eine minder günstige Meinung von der Kaltblütigkeit unserer größtentheils neugeworbenen Matrosen, die sich von den Kugeln in ihren Arbeiten nicht stören ließen. Der „Vulcan“ mußte seine Anker, Ketten, Kohlen und auch einen seiner Paixhan's (schweres Geschütz) über Bord werfen, um seinen Bug zu erleichtern. Bei Tagesanbruch wurden auf allen Masten österreichische Flaggen aufgehißt und von unserer Seite das Feuer begonnen.

Ich saß auf der Schiffswand und sprach mit andern Officieren, die mit Booten gekommen waren, da flog uns eine Kanonenkugel, die vor uns einen Mann entzwei gerissen hatte, durch die Füße, so daß wir ganz mit Blut bedeckt waren. Wir setzten das Feuer bis $^1/_2$6 Uhr fort, um welche Zeit es gelungen war, die Batterie zum Schweigen zu bringen.

Die Lage des „Vulcans“ war allerdings eine sehr mißliche. Sich mit drei Geschützen, einen 48-Pfünder und zwei 12-Pfünder, gegen eine Batterie halten zu müssen, ohne die Möglichkeit, bei starken Beschädigungen sich entfernen zu können!

Um 6 Uhr kam der Dampfer „Custozza“, nahm den „Vulcan“ ins Schlepp und brachte ihn in tiefes Wasser. Mich interessirte das Ganze sehr, da es die erste Affaire war, die ich mitmachte, und deswegen bin ich auch ein wenig prolix in meiner Mittheilung gewesen. —

Das Schiff erlitt mehreren, jedoch nur unbedeutenden Schaden. Unter anderen blieb eine glühende Kugel in der Schiffswand stecken, ohne Feuer anzuzünden. —

Mit der Hoffnung, im nächsten Briefe von Dir, theurer Vater, lauter erfreuliche Nachrichten zu finden, schließe ich als Dein Dir stets

dankbarer Sohn

Wilhelm.

Am 25. Juli schreibt Tegetthoff:

„Wir sind immer hier und blokiren Venedig, wer weiß, wie lange noch. Gestern bekamen wir wieder Trinkwasser auf zwei Monate, wir waren genöthigt, in der letzten Zeit das Seewasser, welches zur Ebbezeit

durch das Ergießen der Flüsse halbsüß wird, vom Bord aus zu schöpfen und zum Stillen des Durstes zu verwenden.

Vor beiläufig zwei Wochen schickten uns die Venetianer einen Brander zu. Die Brander sind gewöhnliche, mit allen Gattungen Brennmateriale, Bomben und Pulver gefüllte Schiffe, die bis auf eine kurze Entfernung von ihrem Ziele geführt, mittels einer Pulverleitung in Feuer gesetzt werden. Es war gegen Mitternacht und ich auf der Wache. Wir sahen einen Schooner auf die Fregatte „Venus“ losfahren und hielten ihn für ein uns angehörendes Schiff; als es auf Stimmweite war, wurde das Schiff angerufen und entzündete sich bald darauf mit einem fürchterlichen Knall und Erschütterung. Vom Winde gegen den Bug der Fregatte getrieben, blieb es mit dem Bugspriet der „Venus“ zwischen seinen beiden Masten stecken. Das Feuer brannte mastenhoch, die Bomben explodirten nach und nach, wie sie von dem um sich greifenden Feuer entzündet wurden. Die Lage der Fregatte war sehr mißlich; wir hatten an ihrer Rettung gezweifelt, jedoch gelang es dem guten Benehmen der Mannschaft und der Unerschrockenheit der Officiere und besonders des Commandanten Fregatten-Capitäns Benday, der im Hemde aufs Verdeck gelaufen, mit dem Säbel in der Hand die Matrosen zur Arbeit antrieb und sich selbst den größten Gefahren aussetzte, die Ankerketten zu kappen und den Brander ein zweitesmal loszumachen, als er nach vieler Mühe vom Bug weggeschafft, sich wieder mit seinen hervorstehenden Haken an der Schiffswand anhing. Endlich ward er in Grund gebohrt. Während des folgenden Tages steckte die Fregatte die Flagge des Branders, die ein Matrose herunterriß, unter dem Bug aus — das ist die größte Schmach, die man einer fremden Flagge anthun kann — zum Lohne der verrätherischen Feigheit.“

Fünf Monate kreuzten die k. k. Schiffe bereits vor Venedig; Tegetthoff's Fuß berührte während dieser Zeit kein Land. Mit Freuden wurde deshalb die am 24. August erfolgte Capitulation Venedigs begrüßt. Am selben Tage überbrachten zwei Officiere diese Nachricht der Escadre.

Der Friedensschluß verschaffte Tegetthoff eine kleine Erholung, doch währte sie nicht lange. Im November 1849 finden wir ihn bereits auf dem Dampfer „Marianna“ auf einer Fahrt nach Tunis und Tripolis eingeschifft. Dieser Expedition folgten andere; in fast ununterbrochener Einschiffung durchläuft er die niederen Officiersgrade. Eine lichtvolle Zeit ist für ihn der bisher immer vergeblich ersehnte längere Urlaub. Die Eltern umarmen endlich ihren unterdessen zum Manne herangereiften

Sohn. In dem Maße, als Tegetthoff's Stellungen an Wichtigkeit zunehmen, wächst auch der Gehalt seiner Mittheilungen an den geistig bedeutenden Vater, so zwar, daß die zahlreich erhaltenen Briefe mitunter zu einer zeitgeschichtlichen Bedeutung heranwachsen. Unter diesen wären seine Briefe aus Constantinopel, wo er 1853 auf der Corvette „Carolina“ weilte, hervorzuheben. Damals überbrachte Graf Leiningen ein Ultimatum an die Pforte und spielten sich die den Krimkrieg vorbereitenden großen diplomatischen Actionen ab.

Tegetthoff's klare und umsichtige Darstellung der damaligen Vorkommnisse fand selbst das Lob des sonst strengen Vaters.

Am 13. Juli 1854 erhielt er, kurz vorher zum Linienschiffslieutenant ernannt, das Commando der Goelette „Elisabeth“ und kreuzte in den levantinischen Gewässern. Wie er seinem Vater schreibt, hatte er den festen Entschluß, daß es ihm mit Eifer und Ausdauer gelingen werde, die Goelette zu einem Musterschiff zu erheben. „Meine Braut „Elisabeth“, schreibt er humorvoll, „ist um ein Jahr älter als ich und nicht sehr hübsch — nebenbei kein Schnellläufer. Dennoch bin ich glücklich, sie mein zu nennen. Der Anfang ist nun einmal gemacht und mit der Zeit wird schon etwas Besseres nachkommen.“

Ein Jahr später erhielt er das Commando des Dampfers „Taurus“, der zum Stationsdienst in den Donaumündungen beordert war. „Der Zweck des Schiffes ist,“ schreibt er am 29. November 1855 an seinen Vater, „an der Mündung der Donau, wo gegenwärtig seit Beginn des Krimkrieges ein Haufe Griechen sich zusammengerottet hat und sich alle möglichen Unordnungen erlaubt, den Handel Oesterreichs, welcher dort ein bedeutender ist, zu schützen. Es ist jedenfalls eine unabhängige und interessante Bestimmung, obgleich der Ort große Schattenseiten hat, nämlich eisige Kälte und beständig nebeliges Wetter im Winter, Fieberkrankheiten und Millionen Gelsen im Sommer.“

Hier bot sich ihm zum ersten Male die Gelegenheit, seine Tüchtigkeit und Befähigung für wichtige Posten zu erweisen.

Die Sulinamündung stand seit dem Frieden von Adrianopel unter der russischen Herrschaft und wurde durch absichtliche Vernachlässigung der Regierung verwahrlost, denn die Schädigung des Donauhandels lag im Interesse von Odessa. Der niedrige Wasserstand an der Barre der Mündung hatte eine Stockung des Schiffsverkehrs zur Folge. Der Donauarm war mit Fahrzeugen, die nicht vorwärts kamen, überfüllt; die Lastpontons, mittelst welchen die Ueberschiffung der Waaren bewirkt werden mußte, erreichten die Zahl von vielen Hunderten. Dazu trat die

Zügellosigkeit der Schiffsbemannungen und des Abschaumes der Landbevölkerung, um die Verwirrung der öffentlichen Zustände besonders in einer Zeit bedenklich zu machen, in welcher das Rechtsgefühl bei dem Mangel einer jeden Autorität und durch die Nähe des Kriegsschauplatzes tief herabgesunken war. Kraft der Stärke seines Willens und der Energie seines Geistes schaffte Tegetthoff mit dem kleinen Dampfer „Taurus" in kürzester Zeit Ordnung in die Verhältnisse, ohne mit fremden Nationalitäten in Collision zu gerathen. Außer der glänzenden Befestigung „seiner Alleinherrschaft", wie er sie nannte, organisirte er das Pilotenwesen und den Hafendienst, richtete er die Signalisirung der ankommenden Schiffe ein und traf andere höchst wichtige Vorkehrungen. Seinem Eifer ist auch die gründliche Auslothung der Barre und eine vorzügliche Aufnahme des Hafens von Sulina zu danken.

Für seine rühmliche Thätigkeit, die hauptsächlich dem österreichischen Handel zugute kam, erntete Tegetthoff das verdiente Lob und lenkte die Aufmerksamkeit des damaligen Marine-Obercommandanten Erzherzog Ferdinand Max, auf sich, der bei dem kaum 29jährigen Linienschiffslieutenant eine das alltägliche Maß weit übersteigende höhere Begabung erblickte und ihm eine Reihe wichtiger Missionen übertrug. Tegetthoff hatte bereits, als der kaiserliche Prinz im Jahre 1854 an die Spitze der Marine trat, der freudigen Hoffnung Ausdruck gegeben, daß nun der bis dahin stiefmütterlich behandelten Marine „eine freundliche Sonne lächeln werde". Er anerkannte die Thätigkeit und den Eifer des Erzherzogs und war ihm ein aufrichtiger Verehrer und mustergültiger Untergebener. Aus der gegenseitigen Hochschätzung reiften die kostbarsten Früchte.

Die erste Mission, die Tegetthoff nach den persönlichen Weisungen des Erzherzogs durchführen sollte, stellte die höchsten Anforderungen an seine geistige und physische Leistungsfähigkeit. Es handelte sich um eine Explorationsreise in das Rothe Meer und nach der Insel Sokotora, um an den dortigen Küsten einen geeigneten Platz für die Anlage einer österreichischen Kohlenstation ausfindig zu machen, denn damals, 1857 hatte das Project des Canals von Suez eine greifbare Form angenommen und glaubte man den Beginn der Arbeiten unmittelbar bevorstehend. Die Mission Tegetthoff's erinnert uns an die rühmenswerthe Voraussicht des Erzherzogs in allen Dingen, welche das Wohl des Kaiserstaates betrafen. So hatte denn dieser erleuchtete Prinz zu einer Zeit, in welcher noch nicht der erste Spatenstich des Riesenwerkes erfolgt war, ja, wo noch ernstliche Bedenken gegen die Ausführbarkeit

des Canals die technischen Kreise erfüllten, die ungeheure Tragweite einer Wasserstraße von Suez für den Welthandel und besonders für Oesterreich zum Ausdrucke gebracht. Ebenso war Tegetthoff von der Bedeutung des projectirten Canales erfüllt und säumte nicht, sich der ehrenden Mission mit dem ihm eigen gewesenen Feuereifer hinzugeben. Am 27. März 1857 trat er die Reise nach dem Süden an. In Egypten setzte er sich mit dem großen Ornithologen und Afrikareisenden Dr. Heuglin, der eingeladen wurde, die Durchforschung der genannten Küsten gemeinsam mit dem österreichischen Seeofficiere vorzunehmen, in Verbindung. Heuglin folgte dem auszeichnenden Antrage und die beiden Gefährten entschlossen sich, vorerst den Nil aufwärts bis Theben zu segeln und hierauf mit einer Karawane Cosseir am Rothen Meere zu erreichen. Wir müssen uns versagen, auf die Einzelheiten der mehr als einjährigen Reise, die für Tegetthoff und seinen berühmten Gefährten eine fast ununterbrochene Kette von Mühsal und Entbehrung war, einzugehen, sondern müssen uns begnügen, die Erlebnisse nur zu skizziren.*)

„Der Wüstenritt am Kameele nach Cosseir war ein verteufelt langweiliger Spaß, der für meinen Rücken bald schmerzhaft zu werden begann," schrieb er an den Vater. Der Anblick des Rothen Meeres belebte ihn mit neuen Hoffnungen, doch sah er sich bitter getäuscht. Nicht nur die Gefahren und die trostlose Unwirthlichkeit der öden Küsten und die Tücke des heißen Klimas standen ihm feindlich gegenüber, auch gegen die Habsucht der trägen und schmutzigen Araber und Somalis, deren schlechtgebauten Barken er sich anvertrauen mußte, hatte er anzukämpfen.

An der Somaliküste wurden die Reisenden das Opfer eines Unfalles, der ohne Tegetthoff's Kaltblütigkeit leicht von üblen Folgen gewesen wäre. Fremde, die dort das Land betreten, pflegen einen Schutzherrn (Abáh) durch die Zahlung eines Geschenkes zu gewinnen, um sich dadurch eine gewisse persönliche Sicherheit zu gewährleisten. Die sogenannten Beschützer finden sich in jedem Hafen am Bord ein und werden beschenkt. Dieser Sitte fügten sich auch die Reisenden.

In Bender-Gam zu Ende November angekommen, schwammen einige Kerle wohl zu der Barke, allein Keiner verlangte Abáh zu werden, sondern sie bettelten um Getreide, das sie auch erhielten. Als aber am

---

*) Wir verweisen diesbezüglich auf die ausgezeichnete Publication „Aus Tegetthoff's Nachlaß" von Adolph Beer, in welcher die Reise Tegetthoff's ausführlich behandelt ist, und auf Petermann's Mittheilungen 1860, in welchen Dr. Heuglin die Ergebnisse seiner Studien behandelt.

zweiten Tage die Reisenden am Abend auf ihr Schiff wollten, wurden sie von Somalis umzingelt und zurückgehalten.

Tegetthoff erzählt diesen Vorfall in seinem Tagebuche wie folgt:

„Wir ankerten am 28. November in Bender-Gam, um Schafe einzukaufen. Gegen 3 Uhr p. m. ging Heuglin jagen. Mir war es noch zu heiß; ich bestieg daher erst später das Land mit der Absicht, das Nest anzusehen. Das war bald geschehen und nachdem ich eine halbe Stunde in der Hütte eines arabischen Kaufmanns aus Makalla zugebracht, machte ich mich landeinwärts auf den Weg, mag aber kaum einige hundert Schritte gegangen sein, als ich von einem Dutzend Sangellis, die sich meinem Vordringen widersetzten, eingeholt wurde; sie forderten mich auf, umzukehren und in der Nähe des Strandes zu bleiben. Das Land gehöre ihnen, wir hätten keinen Abáh und sie wollten nicht, daß ein Frangi ihr Land aufzeichne, um dann vielleicht Gelüste nach demselben zu bekommen." Unterdessen waren Hassan und Jussuf, zwei Leute Tegetthoff's, dahergekommen. „Mehr dem Zureden unserer Leute, die eigentlich Hand an mich gelegt hatten und mich à tout prix nicht weiter lassen wollten, als den Drohungen der Sangellis Gehör gebend, kehrte ich um und steuerte seewärts mit der Absicht, an Bord zurückzukehren, sah aber am Strande mehrere Trupp Leute, mit Lanze und Schild bewaffnet, aus dem Dorfe herauslaufen und nach Osten hin — wie ich dachte — um Heuglin zu überwachen, damit er nicht ihr Land „abschreibe", das mit seiner nächsten scheußlichen Umgebung wahrlich viel Material bieten würde. Ich wollte nun meinem Gefährten entgegengehen, jedoch nicht wissend, ob er dem Meeresufer entlang oder vom Inneren heimkehren würde, setzte ich mich unweit vom Dorfe am Strande nieder, um dort die kommenden Dinge abzuwarten. Die Sonne war schon untergegangen, als Heuglin am Horizonte auftauchte, mit einem anständigen Trupp „Leibgarde" im Kielwasser. Ich schloß mich ihm an; unser Gefolge vermehrte sich bei jedem Schritt und mit der ganzen männlichen Bevölkerung Bender-Gams langten wir bei unserer „Yacht" an, wo bereits das Boot mit vier Mann uns erwartete — jedoch im tiefen Wasser auf sehr respectvolle Entfernung. Wir riefen dem Boote zu, sich zu nähern. Währenddem tobten und schrien die Sangellis, wir sollten uns nicht einschiffen, sie würden sich widersetzen 2c., ohne jedoch irgend eine Forderung auszusprechen. Daß sie Geld haben wollten, konnten wir uns leicht denken, waren auch, von einer solchen wilden Horde umgeben, in die Nothwendigkeit versetzt, ihrem Begehren zu entsprechen, sagten daher auch

unsererseits einem langen Kerl, der sich Mohammed nannte und Scheich zu sein vorgab, er möge uns an Bord begleiten, wo wir mit ihm die ganze Angelegenheit regeln und ein Bakschisch herausschwitzen wollten. Mittlerweile war das Boot dem Ufer nahe und wir wateten auf dasselbe zu, als wir beide von einigen Kerlen von rückwärts gepackt und zu Boden geworfen wurden. Heuglin wurde seine Jagdflinte abgenommen, dasselbe geschah mit Ali, der eine zweite trug, wie auch Jussuf seiner Djambia entledigt wurde. Nach einigem Herumringen gelang es sowohl mir als Heuglin uns loszumachen und das Boot zu erreichen, wo er ein Ruder, ich eine lange Stange erwischten und uns mit diesen Instrumenten unserer Feinde erwehrten. Wäre die Bootsbemannung im Boote geblieben und hätten sich alle unsere Leute in unserer Nähe gehalten, so wäre es uns wahrscheinlich möglich geworden, das Weite zu gewinnen. Doch die Erstere nahm Reißaus und nur zwei Diener sah ich im Boote. Man hatte sich aller Dinge bemächtigt und Hassan spielte die Vermittlerrolle und hielt lange Reden. Der Widerstand konnte daher von keiner langen Dauer sein, umsomehr, da ein Sangellis unglücklicherweise gleich der Fangleine habhaft wurde und das Boot tüchtig auf den Strand holte; Jussuf schnitt die Leine zwar ab, doch das Boot saß schon fest. Wir wurden nun von allen Seiten umringt und von rückwärts gepackt. Ich hatte einem Kerle mit meiner Stange einen Stoß versetzt, den er durch Tauchen theilweise parirte; ein zweiter in seiner Nähe erhaschte meine Waffe und so hatten Jene in meinem Rücken ein leichtes Spiel. Heuglin war es noch schlechter gegangen; er versetze einem jungen Burschen einen Kopfhieb mit dem Ruder, den Jener mit einem Stich seiner Lanze erwiderte. Heuglin ward am Hals verwundet, ober dem Kehlkopfe — eine Wunde, die ihm später starke Schmerzen verursachte.

Als jeder weitere Widerstand unmöglich geworden, folgten wir mit gutem Willen unseren Feinden, die uns nach dem Orte brachten und auf einer Terrasse bewachten. Heuglin blutete ziemlich stark und fieberte obendrein noch, wahrscheinlich erkältet, denn wir waren Beide bis auf die Haut naß geworden und die Abendluft war, wie gewöhnlich, empfindlich kühl. Es wurde deshalb dem Scheich Mahommed der Vorschlag gemacht, er möge Heuglin am Bord gehen lassen, um sich zu pflegen und mich als Bürge zu behalten. Der Vorschlag wurde nicht angenommen. Wir mußten Beide den Ausspruch der Robariats, „der Großen der Krone“, abwarten.

Die Nacht war herrlich, die Sterne glänzten prachtvoll und ich hatte einen guten Ueberblick auf den Meereshorizont, auf die ganze

Umgegend mit den hohen Bergen im Rücken, auf unser vom Monde beleuchtetes Schiff und auf den freien Platz mitten im Dorfe, wo die Mehrzahl der Bewohner Bender-Gams in einem Kreise beisammen saßen und über unser Schicksal debattirten.

Begreiflich, daß ich nach einem Blicke von diesem zu jenem mich nicht enthalten konnte, mit forschender Neugierde in die nächste Zukunft zu grübeln, was sie wohl in store for us hätte. Heuglin frierte es und so schlugen wir mit Genehmigung unserer Gefangenwärter in einem unteren Gemache unser Lager auf. Mein Freund, der Araber aus Makalla, brachte uns eine gute Portion Liban (Stücke Baumrinde mit herausgequollenem Weihrauch), mit dem wir ein hübsches Feuer anmachten, das unser Gefängniß nicht nur erleuchtete, sondern auch parfümirte. Nach etwa zwei bis drei Stunden erschien der Scheich Mohammed mit dem Resultat der Besprechungen der Robariats. Sie begehrten nur 4000 Thaler, um uns wieder freizugeben. Ich lachte dem Kerle wegen seiner drolligen Zumuthung ins Gesicht und Heuglin erklärte ihm, daß wir bei weitem nicht so reich wären. Zweite Berathung und der Entscheid 1100 Thaler zu zahlen. Wenn wir nicht darauf eingingen, wollte man das Schiff stürmen und das Geld selbst holen. Meine Antwort war wieder: ma fisch andana. Heuglin sprach es zwar vor den Leuten nicht gleich aus, zeigte sich aber geneigt, in die Forderung einzugehen. Meine Ansicht war zuzuwarten, bis sie ihr Begehren niederer stellen würden. Heuglin dachte anders, sehnte sich sehr nach dem Schiffe, um sich und seine Wunde zu pflegen, wollte daher die Sache in möglicher Eile abgemacht wissen. Er sagte mir übrigens, daß der Rest unserer Baarschaft, der jetzt 1700 Thaler betragen sollte, uns immer noch die Fortsetzung unserer Reise und zurück nach Aden möglich machen würde, gegen welche Behauptung ich mich Zweifel zu äußern veranlaßt sah. Was war da zu thun?

Heuglin klagte sehr über Schmerzen seiner Wunde, sah eine Plünderung des Schiffes und demzufolge den Verlust aller unserer Baarschaft und Habe mit Zuversicht voraus. Während wir deutsch mitsammen sprachen, drangen Hassan, Jussuf und die anderen unserer Diener in uns, daß wir nachgeben sollten und machten sich und uns weiß Gott welche schreckliche Bilder der Zukunft, die uns vorbehalten sein könnte und so willigte ich wohl sehr à malgré in die Zahlung der Summe von 1100 Thalern ein.

Nun wurden die beiden vorgenannten Diener an Bord des Schiffes gesendet, das Geld zu holen. Die beiden Kerle fanden es für

gut, die Rollen in den noch unangetasteten Säcken am Bord zu überzählen, ein mathematisches Problem, das mit vielem Schweiß und Kopfzerbrechen in unserer Kammer ein zweitesmal wiederholt ward. Das Warten überhaupt, noch mehr aber das Zählen war mir im höchsten Grade widerlich und meine Gefühle, als die Thaler in den Händen dieses bettelhaften Raubgesindels klangen, wahrlich peinlich.

Es war Mitternacht vorüber, als wir an Bord zurückkehrten. Heuglin erhielt wieder seine Waffen und die Diener die ihnen abgenommenen Kleider."

Der verwundete Heuglin sehnte sich nach ärztlicher Hülfe, weshalb am 29. November die Fahrt nach Aden angetreten wurde. Am 2. December dort angelangt, trennten sich die Gefährten; Heuglin kehrte nach Kairo zurück, Tegetthoff aber verblieb in Aden, bis er am 23. December auf einer Felucke die Forschungsreise fortsetzen konnte. Nach nahezu zweimonatlicher Abwesenheit, während welcher er Magdála, Makulla, Scharma und die Küsten der Insel Sokotora besuchte, kehrte er nach Aden zurück.

Ein großes Interesse widmete er der letztgenannten Insel. In einem seiner Berichte an den Erzherzog Ferdinand Max drückte er die Meinung aus, daß die Insel für 100.000 Thaler leicht erworben werden könnte. In der That griff der Erzherzog das Project auf und erstattete einen Vortrag an den Kaiser, um die Erwerbung der Insel für Oesterreich anzubahnen.

Das Project scheiterte jedoch an den politischen Interessen Englands, beziehungsweise an einem von dieser Macht geltend gemachten Vertrage mit dem Sultan Saad, vermöge welches eine Abtretung der Insel an irgend eine europäische Macht nicht zulässig erklärt ward. Tegetthoff's Berichte und Aufzeichnungen über die von ihm besuchten Gebiete, beanspruchen ein hohes geographisches und ethnographisches Interesse und verdienten noch heute eine eingehende Bearbeitung.

Während der vorne geschilderten gefahrvollen Mission starb am 8. Februar Tegetthoff's Vater; ein Ereigniß, das düstere Ahnungen dem zärtlichen Sohne verkündigt hatten.

Noch in Aden erfuhr Tegetthoff seine Ernennung zum Corvettencapitän und zum Vorstande der ersten Abtheilung des Marineobercommandos in Triest, in welcher Stellung er bis zum October 1858 verblieb.

Um diese Zeit erhielt er den Auftrag zu einer Mission an die marokkanische Küste, wo Nachforschungen über das Schicksal eines dort angeblich im Jahre 1852 gestrandeten österreichischen Handelsschiffes und dessen Bemannung zu pflegen waren. Mit dem Commando der Corvette „Friedrich" betraut, lief er die marokkanische Nordküste ab,

besuchte alle Schlupfwinkel der Piraten nicht nur, sondern auch die sämmtlichen dort detachirten Colonien der Spanier, ohne die geringste Spur des Kauffahrers zu finden oder irgendwelche Andeutungen, welche den Verlust eines solchen bestätigen würden, zu erlangen.

Die Kriegsverwickelungen des Jahres 1859 riefen ihn in die Heimath zurück. Während des Krieges wurde ihm die ehrenvolle Aufgabe zu Theil, mit der genannten Corvette in Gemeinschaft der Fregatte „Schwarzenberg“ die Vertheidigung der Hafeneinfahrt von Malamocco bei Venedig gegen die französisch-sardinische Flotte zu übernehmen. Die letztgenannte vereinigte Flotte erschien wohl vor Venedig, doch kam es zu keinem Kampfe.

Nach dem Friedensschlusse erfolgte die Ernennung Tegetthoff's zum Adjutanten des Erzherzogs, den er an Bord des Dampfers „Elisabeth“ nach Brasilien begleitete. Es sei hier erwähnt, daß die in vieler Hinsicht interessanten Berichte, welche der kaiserliche Prinz dem Kaiser erstattete, Tegetthoff's Feder entstammten.

Rastlos wie bisher war auch in den folgenden Jahren die Thätigkeit des unermüdlichen Seemannes. Von der brasilianischen Reise zurückgekehrt und im April 1860 zum Fregattencapitän ernannt, führte Tegetthoff von da an bis zum Herbst des Jahres 1861 das Commando der Schraubenfregatte „Radetzky“ und kreuzte in der Levante. Im November zum Linienschiffscapitän befördert, ward ihm ein Jahr später mit dem Titel eines Commodors das Commando der Flottenabtheilung in der Levante übertragen. Tegetthoff trat nun in die Stellung eines höheren Befehlshabers. Der Stern seines Ruhmes stieg glänzend am Horizonte auf.

## II.

Die Stellung Tegetthoff's als Befehlshaber in der Levante gestaltete sich zu einer ebenso auszeichnenden, wie überaus wichtigen. Griechenland und die benachbarten Gebiete, in welchen die Interessen der Hellenen stets den feurigsten Widerhall fanden, standen unter dem Einflusse der großen Aufregung, welche der Sieg der Revolution und die in Folge dessen stattgefundene Abdication des Königs Otto hervorgerufen hatten. Auf dem Wege nach der Levante begegnete Tegetthoff mit seiner Flaggenschiff-Fregatte „Novara“ den beiden Schiffen, welche im Begriffe standen, den gewesenen Herrscher von Griechenland nach Venedig zu überführen.

In Pyräus angekommen, fand Tegetthoff's klare Auffassung der Lage sofort den richtigen Weg, die hohen Interessen Oesterreichs wahr-

zunehmen. Nicht nur die persönliche Sicherheit der zahlreichen in Griechenland und auf dessen Inseln lebenden Oesterreicher wußte er mit gewohnter Energie zu gewährleisten, auch die Handelsgüter und die Schifffahrt fanden in ihm den mächtigen Beschützer. Inmitten der politischen Wühlereien und Intriguen, welche die Suche nach einem neuen König begleiteten, verlor Tegetthoff niemals den richtigen Leitstern und seine Sicherheit des Auftretens, sein scharfer Blick erhoben ihn alsbald zum Rathgeber, selbst der Befehlshaber der großen Seemächte, wiewohl er an Rang und Jahren der jüngste Escadre-Commandant war.

Die Berichte Tegetthoff's an den Erzherzog Ferdinand Max zeichnen sich denn auch durch die Reichhaltigkeit des Inhaltes aus und werden dem Historiker mancherlei werthvolle Aufschlüsse über die damalige griechische Bewegung zu bieten im Stande sein. Aus diesen Schriften erfahren wir auch, daß neben den Candidaten für den griechischen Thron: Prinz Alfred (der Sohn der Königin Victoria), Herzog von Aumale und Andere, auch der Erzherzog selbst ins Auge gefaßt waren. Die Annahme, daß der kaiserliche Prinz durch die Argumentationen Tegetthoff's in seinem Vorsatze, die ihm angebotene Krone abzulehnen, bestärkt wurde, dürfte daher den Thatsachen entsprechen.

Die anarchischen Zustände in Griechenland begannen erst zu schwinden, als König Georg I. am 30. October 1863 seinen Einzug in Athen hielt. Nun war Tegetthoff's Aufenthalt in Pyräus nur mehr von kurzer Dauer. Mit dem ihm im December zugewiesenen neuen Flaggenschiffe, der Fregatte „Schwarzenberg" — die Fregatte „Novara" wurde nach Pola einberufen und abgerüstet — besuchte Tegetthoff im December 1863 und Januar 1864 die Hauptstapelplätze der Levante, unter anderen auch Alexandrien und Port Said, allwo er die Fortschritte des Suez-Canalbaues mit dem regsten Interesse besichtigte. Aus dieser Zeit stammt ein ausgezeichneter, streng wissenschaftlich gehaltener Bericht an den Erzherzog, worin Tegetthoff die große Bedeutung der entstehenden Wasserstraße für Oesterreich mit völligem Seherblicke hervorhebt.

Nur mit Widerwillen hatte sich Commodor Tegetthoff auf die Fregatte „Schwarzenberg" eingeschifft. Er fand das Schiff unschön,*)

---

*) Die Fregatte „Schwarzenberg" war ursprünglich ein Segelschiff mit einer Ausrüstung von 60 Kanonen. Sie wurde in ein Propellerschiff verwandelt, behielt aber durch diese Reconstruction die unschönen Linien eines älteren Schiffes. Dieser Fehler tangirte Tegetthoff's Ehrgeiz, der gewünscht hätte, Oesterreich im Auslande nicht nur durch starke, sondern auch schön gebaute Schiffe vertreten zu sehen. Der Verfasser hatte das Glück, zum Stabe der „Schwarzenberg" zu zählen.

die neue Bemannung nicht geübt, viele Ausrüstungsstücke und die Einrichtung mangelhaft: nur eine Eigenschaft des Schiffes beruhigte etwas sein grollendes Seemannsherz: die Fregatte war nämlich ein starkes und gutes Schiff. Er ahnte nicht, daß dieses gelästerte Schiff ihn der Unsterblichkeit entgegenführen sollte.

Nach einer längeren Kreuzung in See lief Tegetthoff mit der „Schwarzenberg" am 26. Februar 1864 in Rhodus ein. Hier erfuhr er aus den Tagesblättern den Ausbruch des dänischen Krieges und daß die alliirte österreichisch-preußische Armee in Schleswig-Holstein eingerückt sei.

Er verließ sogleich den Ankerplatz und steuerte gegen Smyrna in der Hoffnung, dort Nachrichten von den anderen detachirten Schiffen seiner Escadre, sowie auch Befehle aus Wien vorzufinden.

Auf dem Wege dahin überbrachte der für den Depeschendienst gemiethete Lloyddampfer „Germania" die sehnlichst erwarteten Instructionen. Derselbe Dampfer hatte den Befehl, alle Escadre-Schiffe in der Levante aufzusuchen.

Tegetthoff wendete nun gegen Westen, nach der Insel Syra und beorderte das dort liegende Kanonenboot Kerka, sogleich in die Adria abzugehen. Vor Milo wurde das Kanonenboot „Seehund" durch die Kriegsnachricht überrascht und mußte sich der Fregatte „Schwarzenberg" anschließen. Am 1. März um $1^1/_2$ Uhr Nachts traf Tegetthoff in Corfu ein, nachdem er in den letzten Tagen den ganzen Archipel durchkreuzte, alle begegnenden Handelsschiffe anhielt, visitiren und die widerspenstigen anschießen ließ. Kein verdächtiges Fahrzeug entschlüpfte seinen Argusaugen. Dabei wurden die kriegsmäßigen Uebungen mit dem größten Eifer vorgenommen und bei Tag und Nacht der Gefechtsalarm abgehalten. In Corfu fand der Commodor den Befehl, mit seinen beiden Schiffen nach Gibraltar zu steuern. Unterdessen wurde in Pola eine Escadre ausgerüstet und unter den Befehl des Contre-Admirals Freiherr von Wüllerstorff-Urbair gestellt. Dieselbe sollte aus dem Linienschiffe „Kaiser", den Panzerfregatten „Don Juan d'Austria" und „Kaiser Max", der Fregatte „Radetzky", der Corvette „Friedrich" und mehreren anderen kleineren Schiffen bestehen. Allein die Ausrüstung verzögerte sich bedeutend und nur die Fregatte „Radetzky" konnte Tegetthoff nachgesandt werden. Der Letztere erhielt über fortgesetztes Drängen endlich den Befehl, mit den Schiffen „Schwarzenberg" und „Seehund" als Avantgarde der Hauptescadre nach Lissabon abzugehen. Dort sollten weitere Befehle erwartet werden. Tegetthoff ankerte dort

am 17. März. Auf der Fahrt dahin nahm er die dänische Handelsbrigg „Grethe" weg und sandte dieselbe zum Prisengericht nach Pola, bei dem mit der Zeit noch zwei andere Schiffe zur Aburtheilung eingetroffen waren.

Mit der größten Ungeduld mußte Tegetthoff nahezu drei Wochen in Lissabon zubringen, bis endlich am 4. April die Fregatte „Radetzky" ankam und den Befehl zur Weiterfahrt nach Brest überbrachte. Am folgenden Tage stach der Commodor in See, erreichte aber des stürmischen Wetters wegen erst am 14. April den erwähnten Hafen. Das Kanonenboot „Seehund" aber traf dort erst zwei Tage später ein.

Wieder vergingen mehrere Tage, das Gros der k. k. Escadre war noch immer nicht erschienen. Mittlerweile blieb die dänische Flotte die unumschränkte Herrin der Nordsee und blokirte zum größten Schaden des deutschen Handels die Elbe- und Weser-Mündungen. Die Verluste an deutschem Gut waren sehr bedeutend und die Gefahr lag nahe, daß das Fortwähren dieses Zustandes endlich zu finanziellen Katastrophen führen werde.

Die Anwesenheit der österreichischen Schiffe in Brest verfehlte nicht, in England Aufsehen zu erregen, wo die Sympathien sich auf die Seite Dänemarks neigten. Obwohl die englische Regierung der österreichischen blos die Absicht einer Demonstration zutraute, forderte die öffentliche Meinung in England doch, daß etwas gethan werde. Deshalb beschloß die englische Regierung, sobald als möglich gegen die Oesterreicher zu demonstriren, zu welchem Zwecke eine „Uebungs-Escadre", bestehend aus einem Linienschiffe, fünf Panzerfregatten, einer Schraubenfregatte und einem Aviso unter dem Contre-Admiral Sir Sidney Colpoys Dacres' Commando aus den portugiesischen Gewässern nach Falmouth berufen wurde und eine abwartende Haltung am östlichen Ausgange des Canals anzunehmen hatte. Während man in England nur schwer die Möglichkeit zugab, Tegetthoff werde ungeachtet der Anwesenheit der englischen Flotte im Canale eines schönen Tages in die Nordsee einlaufen, war man in Kopenhagen bestimmt der Ansicht, daß dies im Laufe der nächsten Tage geschehen werde. Man hoffte es sogar, daß die Oesterreicher den „Fehler" begehen würden, ungesammelt in die Nordsee einzulaufen, und unter dieser Voraussetzung wünschte das dänische Marine-Ministerium dringend einen Zusammenstoß, für welchen noch Zeit war. Gelang es Tegetthoff, so argumentirte man, einem Zusammenstoße auszuweichen, bis das Gros der k. k. Escadre nachkam,

so waren die Oesterreicher viel zu stark, als daß ihnen die dänischen Schiffe in der Nordsee standhalten konnten.*)

Tegetthoff aber dachte durchaus nicht an ein Ausweichen; im Gegentheile, er sehnte sich nach dem Kampf und würde denselben schon längst begonnen haben, wenn ihn nicht die eisernen Fesseln der Disciplin in Unthätigkeit gehalten hätten.

Endlich brachte am 23. April eine Depesche die heißgewünschte Erlösung. Sie lautete:

„Auf allerhöchsten Befehl haben Sie sich mit unterstehenden Schiffen mit Vorsicht nach Texel zu begeben; die dort liegenden preußischen Schiffe werden sich unter Ihr Commando stellen. Wenn Sie sich dann und nach den über das dänische Blokade-Geschwader einzuholenden Nachrichten für stark genug halten, einen Erfolg erzielen zu können, so trachten Sie um jeden Preis, die Blokade von Hamburg zu brechen. Eile thut noth."

Am 24. April Nachts verließ Tegetthoff mit seinen drei Schiffen Brest und ankerte für einige Stunden bei Deal (östlich von Dover), von wo aus er das Kanonenboot „Seehund" behufs Ergänzung des Kohlenvorrathes nach dem nahen Ramsgate sandte. Beim Einlaufen in den Hafen wurde das Fahrzeug durch Verschulden der Locallootsen**) von der Strömung erfaßt und gegen den Hafendamm geworfen, wobei dasselbe derartige Havarien erlitt, daß es momentan nicht zur Action geeignet war. „Seehund" mußte daher zurückgelassen werden.

Mit den beiden Fregatten „Schwarzenberg" und „Radetzky" ging nun Tegetthoff in See und langte am 1. Mai in Texel an. Dort lagen die preußischen Schiffe: Raddampfer „Adler" und die beiden kleinen Kanonenboote „Blitz" und „Basilisk", die lange zuvor aus dem Mittelmeer einberufen, in Folge der kreuzenden schweren dänischen Schiffe genöthigt waren, in dem neutralen Hafen die Ankunft der Oesterreicher abzuwarten. Tegetthoff übernahm sogleich das Commando über die alliirte Escadre. Er erfuhr nichts Bestimmtes über den Aufenthalt und die Stärke der Dänen, man wußte in Texel nur, daß dort vor acht Tagen eine Fregatte und zwei Corvetten gewesen seien.

---

*) O. Lütken. Nords-Escadren og Kampen ved Helgoland d. 9. Mai 1864, Copenhagen 1884. Deutsche Uebersetzung hiervon im Jahrgang 1886 der Mittheilungen aus dem Gebiete des Seewesens in Pola.

**) Das Hafenreglement gebietet die Aufnahme der Locallootsen. Die beiden aufgenommenen Lootsen sprangen während des Unfalles ans Land und verschwanden in der Zuschauermenge, die sich am Damme eingefunden hatte.

Stürmisches Wetter verhinderte den Commodor, schon am 2. Mai auszulaufen; erst am folgenden Tage konnte er die Fahrt nach Cuxhafen (Elbemündung) antreten. Um Tegetthoff's energisches Vorgehen im rechten Lichte zu würdigen, muß man sich erinnern, daß sein Vorrücken nach Texel ungeachtet der englischen Observationsescadre geschah. Die für die dänische Sache erwärmte öffentliche Meinung in England forderte, daß Admiral Dacres die Escadre der Oesterreicher geradezu an dem activen Auftreten in einem Meere verhindere, das England zu seinem Dominium rechnete. Dem gegenüber war die Regierung einer anderen Ansicht und unternahm keine offensiven Schritte. Hierzu wurde sie durch die Erklärung des österreichischen Gesandten Grafen Apponyi bewogen, welcher am 1. Mai eröffnete, daß die k. k. Escadre nicht in die Ostsee einlaufen werde, sondern nur die Deckung der nächsten norddeutschen Küste im Auge habe. Um aber Beruhigung in die englischen Kreise zu tragen, beschloß die Regierung, zwei Maßregeln zu treffen: 1. die Einberufung der Beurlaubten, und 2. die Entsendung zweier Kriegsschiffe in die Nordsee zur Beobachtung der alliirten Schiffe. Diese Observationsschiffe waren die Schraubenfregatte „Aurora" und der Aviso „Black Eagle"; sie verrichteten unter neutraler Flagge einen regen Kundschafterdienst zu Gunsten Dänemarks.

Am 4. Mai ankerte Tegetthoff in der Elbemündung und als er am 6. Mai die Nachricht erhielt, daß bei Helgoland einige dänische Schiffe gesehen worden seien, setzte er in den Abendstunden in See. Er sehnte sich, seine Kräfte mit den dänischen zu messen; allein sein Wunsch sollte noch nicht in Erfüllung gehen, denn alle Nachforschungen nach dem Feinde waren vergeblich.*) Tegetthoff kehrte daher am 9. Mai Morgens wieder in die Elbe zurück und beabsichtigte, den Kohlenvorrath der preußischen Schiffe ergänzen zu lassen. Sieben Meilen außerhalb von Cuxhafen überbrachte ihn der k. k. Consul dieser Stadt die bestimmte Nachricht, daß zwei dänische Fregatten und eine Corvette vor Helgoland lägen. Ohne Zeitverlust wendete Tegetthoff mit der alliirten Escadre seewärts. Um $11^1/_2$ a. m. stiegen am nordwestlichen Horizonte drei Rauchsäulen auf. Jubel und Freude beseelte die Bemannungen der Schiffe.

Tegetthoff ließ, auf der Commandobrücke stehend, die Mannschaft der „Schwarzenberg" auf Deck rufen und richtete eine zündende Ansprache an dieselbe. Gleichzeitig flogen Signale an die übrigen Schiffe auf die Masthöhe; sie besagten: „Unsere Armeen haben Siege erkämpft, thun wir das Gleiche!"

*) Die dänische Escadre befand sich damals noch in Christiansand.

Auf das Alarmsignal „Klarschiff zum Gefecht" stürzten die Bemannungen in todesmuthiger Begeisterung zu den Kanonen. Während dessen formirte Tegetthoff die Escadre in den natürlichen Kielwasserlinien*) und übernahm mit der Fregatte „Schwarzenberg" die Führung derselben.

Die vom Schiffscapitän Suenson befehligte dänische Escadre kam in der gleichen Formation von Norden daher. Die beiden Gegner näherten sich, mit voller Dampfkraft steuernd, sehr rasch.

Das Kräfteverhältniß war wie folgt:

1. Oesterreichisch-Preußische Escadre:

| | Pferdekraft | Kanonen | Bemannung |
|---|---|---|---|
| Fregatte „Schwarzenberg" . . . | 400 | 50 | 498 Mann |
| Fregatte „Radetzky" . . . . . | 300 | 31 | 372 „ |
| Raddampfer „Adler" . . . . . | 150 | 2 | 110 „ |
| Kanonenboot „Blitz" . . . . . | 80 | 2 | 66 „ |
| Kanonenboot „Basilisk" . . . | 80 | 2 | 66 „ |
| Summe . . | 1010 | 87 | 1112 Mann |

2. Dänische Escadre:

| | Pferdekraft | Kanonen | Bemannung |
|---|---|---|---|
| Fregatte „Niels Juel" . . . . . | 300 | 42 | 422 Mann |
| Fregatte „Jylland" . . . . . . | 400 | 44 | 437 „ |
| Corvette „Heimdal" . . . . . . | 260 | 16 | 164 „ |
| Summe . . | 960 | 102 | 1023 Mann |

Die Uebermacht der Dänen in artilleristischer Hinsicht ward noch durch den schwer in die Waagschale fallenden Umstand erhöht, daß die preußischen Fahrzeuge vermöge ihrer geringen Größe und leichten Verwundbarkeit den Nahkampf mit Fregatten nicht aufnehmen konnten, daher gezwungen waren, sich auswärts der Kielwasserlinie auf eine beträchtliche Schußdistanz zu halten. Hierdurch ergab sich aber wieder die taktisch zu bewerthende Uebermacht der Dänen mit Hinblick auf die Maschinenkraft und Stärke der Bemannungen.

Um 1 Uhr 58 Minuten p. m. fiel der erste Schuß von der Fregatte „Schwarzenberg"; ihm folgten rasch mehrere andere**) und

*) Ein Schiff fährt hinter dem andern; diese Formation war die „Schlachtlinie" Nelson's.

**) Einer der ersten Schüsse der „Schwarzenberg" riß dem Cadeten Graf Tramp auf der Fregatte „Niels Juel" ein Schenkelbein hinweg. Bei einem früheren Schusse ward der junge Mann von einem Granatensplitter leicht verwundet.

bald war das Gefecht allgemein. Die dänischen Schiffe hielten eine enggeschlossene Linie ein und empfingen die österreichischen Fregatten mit einem Hagel von Geschossen. Bald glitten die beiden Gegner parallel, aber mit entgegengesetztem Curs laufend aneinander vorüber. Obwohl das Kanonenfeuer der k. k. Fregatten ein überaus heftiges war, so blieb wegen der verhältnißmäßig großen Distanz von 1000 Klafter die Wirkung derselben hinter den Erwartungen Tegetthoff's zurück. „Nachdem ich sah," berichtete er in der Gefechtsrelation, „daß auf diese Weise ein Erfolg nicht sobald erzielt werden würde, beschloß ich, die Distanzen zu vermindern, und ließ deshalb die Flottenabtheilung durch den Contremarsch wenden und einen östlichen Curs, also convergirend mit jenem der dänischen Schiffe, einschlagen. Dadurch gelang es mir, die Distanzen successive bis auf zwei Kabel (200 Klafter) zu reduciren." Ein und eine halbe Stunde dampften die beiden Flottenabtheilungen nebeneinander dahin, ein ungemein heftiges Kanonenfeuer unterhaltend. Gegen die „Schwarzenberg" concentrirte sich das Feuer der Dänen und der Verlust an Combattanten war sehr groß. Doch Tegetthoff verminderte noch weiter die Distanzen. Zweimal erhielt er die Meldung, daß Feuer ausgebrochen sei und beide Male gab er stoisch zur Antwort: „Nun, so lösche man!"

Das erste Mal explodirte eine Granate in der Bordwand des Vorschiffes und konnte der Brand leicht gelöscht werden. Größere Gefahr bestand das zweite Mal, indem eine Granate am Eingange der vorderen Pulverkammer crepirte und das oberhalb derselben gelegene Segeldepot in Brand setzte. Die Mannschaft warf sich mit den eigenen Leibern auf die entzündeten Segelrollen, um das Feuer zu ersticken. Trotz des mit Verwundeten und Todten überfüllten Banjerdeckes und der kritischen Situation des Brandes oberhalb der Pulverkammer herrschte doch die musterhafteste Ordnung bei den Löscharbeiten.

Viele andere Granaten explodirten und streckten ganze Geschützbemannungen zu Boden.*) Die feindlichen Vollkugeln aber bohrten sich durch die dicken Holzwände der Schiffe und rissen ganze Planken und

*) Eine der ersten Granaten explodirte auf der „Schwarzenberg" und entzündete dabei eine eben zur Ladung bereitete Kanonenpatrone von 8½ Pfund Gewicht, wodurch eine Geschützbemannung außer Gefecht gesetzt wurde. Der Verfasser dieses hatte das Glück, durch eine andere explodirte Granate, die zwölf Mann tödtete und schwer verwundete, nur sechs leichte Verletzungen davon zu tragen und kampffähig zu bleiben. Eine andere eingeschlagene Granate warf er, bevor sie explodirte, mit Hülfe eines Matrosen über Bord.

zahllose Holzsplitter nach dem Innenbord. Bald waren das Vordeck und die Batterie in blutbedeckte Räume verwandelt. Tegetthoff selbst, leicht am Kinn verwundet, stand unerschütterlich auf der Commandobrücke und gab mit Ruhe seine Befehle.

Gleich vom Anbeginn des Kampfes hüllte dichter Rauch die Schiffe ein; die Kanonade nahm immer mehr an Heftigkeit zu. Die an Muth einander ebenbürtigen Gegner wichen keinen Zollbreit aus ihren Positionen, im Gegentheile, die Distanzen wurden immer geringer, der Kampf immer heißer.

Gegen vier Uhr nach fast zweistündigem ununterbrochenem Gefechte schlug plötzlich eine Feuerlohe aus dem Bauch des geschlossenen Vormarssegels der „Schwarzenberg"! Eine feindliche Granate hatte dort hoch oben am Fockmast unglücklicherweise gezündet und mit rasender Schnelligkeit verbreitete sich der Brand in den theerreichen Bestandtheilen des Mastes.

Obwohl sogleich alle Hülfsmittel aufgeboten wurden, den Brand zu löschen, so erwiesen sich dieselben doch machtlos, um des verheerenden Elementes Meister zu werden. Einestheils reichten die vorhandenen Feuerspritzen nicht bis zu der Höhe des Brandes (100 Fuß ober Wasser) die Dampfpumpe aber, welche diese Leistung hätte bewirken können, mußte die Arbeit einstellen, weil der Wasserschlauch zweimal durch feindliche Geschosse durchgerissen wurde.

Ungeachtet der ungeheueren Flammenmasse, welche das ganze Schiff mit brennenden Segelstücken und glimmenden Trümmern bedeckte, wurde das Gefecht fortgesetzt. Von der Fregatte „Radetzky," die ihres Namens würdig mit großer Bravour kämpfte, wurde die „Schwarzenberg" kräftigst unterstützt. Die Wirkung des Kanonenfeuers der k. k. Schiffe kam nun auch beim Gegner zum Ausdruck. Schon hatten die großen Verluste der Dänen, namentlich auf der Fregatte „Jylland" deren Feuer wesentlich abgeschwächt, als Tegetthoff durch die Unmöglichkeit, den Brand zu löschen, nur ein Mittel erübrigte, um Herr der Situation zu bleiben. Der aufgesprungene scharfe Ostwind trieb nämlich die Flammen gegen das Schiff und die Gefahr, daß der Brand die ganze Fregatte ergreife, wurde immer drohender. In Folge dessen sah sich Tegetthoff mit großer Ueberwindung gezwungen, den Kampf abzubrechen. Die Flaggensignale „Schiffe augenblicklich vom Winde abfallen" und „Man bilde die Frontlinie nach der natürlichen Ordnung" flatterten in kurzen Zeitintervallen am Maste. Mit großer Präcision wurde die Wendung vollzogen. Die hart mitgenommenen Dänen sandten den Schiffen noch

einige Kugeln aus ihren Breitseiten nach, die aus den gezogenen Pivotgeschützen erwiedert wurden, versuchten aber eine Verfolgung der vereinigten Flottenabtheilung nicht, sondern nahmen einen nordöstlichen Curs und verschwanden alsbald in jener Richtung.*)

Die Alliirten steuerten gegen die Insel Helgoland, wo dieselben mit Ausnahme der „Schwarzenberg“ vor Anker gingen. Die letztere blieb bis zum Löschen des Brandes in Bewegung. Erst um 10½ Uhr Nachts gelang es, den Mast zu kappen; die herabgestürzte und wie eine brennende Fackel im Deck steckengebliebene Vormarsstange konnte erst um 1 Uhr Nachts über Bord gebracht werden.

Unterdessen trat Tegetthoff mit den Schiffen im kampfbereiten Zustande die Fahrt nach Cuxhafen an, wo er am 10. Mai um 4 Uhr früh ankerte.

Die Verluste an Bord der „Schwarzenberg“ waren bedeutend. 103 Kugelschüsse und 7 Granaten schlugen in den Körper ein und 76 Projectile havarirten die Takelage. 31 Todte und 43 Schwerverwundete (meistens Verlust der Beine) und 25 Leichtverwundete waren außer Gefecht gesetzt, während kaum Ein Mann ohne Verletzung aus dem blutigen Kampfe hervorging. Auch die Fregatte „Radetzky“ erlitt namhafte Verluste, indem 43 Kugeln ihren Körper und 23 das Mastwerk trafen.

Die preußischen Schiffe erhielten keinen feindlichen Schuß.

In dem oben geschilderten Gefecht bestand die österreichische Marine in ehrenvollster Weise ihre Bluttaufe und Tegetthoff ging aus ihr als ein Seemann von europäischem Ruf hervor. Die ihm übertragene Mission — die Aufhebung der Blokade von Hamburg und Bremen — war glänzend gelöst.

Den Eindruck, welchen die Nachricht von dem Gefechte bei Helgoland in Wien hervorrief, schildert ein Freund Tegetthoff's in einem Briefe an den Letzteren mit folgenden Worten: „Um Dir jedoch eine richtige Vorstellung von der Höhe der allgemeinen Befriedigung zu bilden, welche das Helgolandgefecht erweckte, mußt Du Dir einen

*) Dänischerseits wird behauptet, daß die Verfolgung aus dem Grunde unterblieb, weil man sich hart an der Neutralitätsgrenze der Insel Helgoland befand. Doch constatirt selbst O. Lütken, daß die Dänen bei der Abgabe der letzten Lagen 4 bis 5 Seemeilen von der Insel entfernt waren, während doch die Neutralitätsgrenze nur drei Seemeilen beträgt. Man wird, ohne zu irren, der Thatsache am nächsten kommen, wenn man annimmt, daß die Dänen das Abbrechen des Gefechtes einfach acceptirten.

Augenblick die Situation veranschaulichen, die eingetreten wäre, wenn das Gefecht nicht stattgefunden hätte. Die Marine wäre das Gespött nicht nur ihrer in Oesterreich so zahlreichen Feinde, sondern auch der Preußen, ganz Deutschlands, ja selbst der ganzen Welt geworden. Dies wurde in Oesterreich von Allen empfunden, und Feldzeugmeister Benedek äußerte noch kurz vorher bei einer Inspicirung in Pola: Nur ein paar Schüsse, wenn auch nur einen Schuß, aber nur zum Schießen müssen wir kommen. Graf Rechberg war auch ganz nervös, denn ihn beunruhigte das in Umlauf gesetzte Gerücht, daß die österreichischen Schiffe Befehl haben, nicht auszulaufen. Ebenso war der Kaiser selbst voll Unruhe und daher seine Freude außerordentlich groß, als der Telegraph die Nachricht von einem mit allen Ehren bestandenen Gefechte brachte. Auch die anderen Erzherzoge, die Spitzen der Armee zeigten eine Theilnahme, die man wirklich eine brüderliche nennen muß."

Glänzend waren die Auszeichnungen, welche Tegetthoff's Heldenmuthe zu Theil wurden. Am 10. Mai ernannte ihn der Kaiser außer der Tour zum Contre-Admiral und verlieh ihm den Orden der Eisernen Krone 2. Classe mit der Kriegsdecoration; die Könige von Preußen und Hannover zeichneten ihn durch hohe Orden aus und die Hamburger Bürger widmeten ihm ein kostbares Ehrengeschenk. Neben der Auszeichnung durch den Kaiser dürfte Tegetthoff besonders das nachfolgende schmeichelhafte Handbillet des Kaisers von Mexiko beglückt haben. Dasselbe lautete:

„Lieber Contre-Admiral Tegetthoff!

Wenngleich durch den weiten Ocean vom theueren Vaterlande und der mir so lieben österreichischen Kriegsmarine getrennt, werde Ich doch nie aufhören, alle Freuden und Leiden derselben wärmstens mitzufühlen. Ich war demnach freudig gerührt, als Ich die Nachrichten über das für Oesterreich so ehrenvolle Seegefecht, welches Sie mit den stärkeren Dänen bestanden, aus den Zeitungen erfuhr, bei welchem Anlasse selbst die Dänen der Bravour der Marine die rühmlichste Anerkennung zollen.

Sie haben mit den Ihnen unterstehenden Officieren und der tapferen Mannschaft bewiesen, was die k. k. Marine selbst in den vorherrschenden ungünstigen Verhältnissen zu leisten vermag und was sie in besseren Umständen Oesterreich zu nützen in der Lage sein wird.

Sie haben den jahrelangen Opfern, die Seine apostolische Majestät der Marine gebracht, und unserer Aller redlichen Bemühungen, diese wichtige Branche des Staates zu schaffen und zu heben, durch

Ihre Umsicht, Tapferkeit und das brave Verhalten der zwei Schiffe die Krone aufgesetzt.

Nehmen Sie meinen herzlichsten und tiefgefühltesten Glückwunsch für den dem Kaiser und dem Vaterlande geleisteten großen Dienst entgegen.

Beiliegend übersende Ich Ihnen als Zeichen Meiner aufrichtigen Bewunderung das Diplom als Großofficier Meines Guadaloupe-Ordens; auch schließe Ich 10.000 Francs bei, die Sie unter die Verwundeten und an die Wittwen und Waisen der Gebliebenen im Namen Ihres ehemaligen Chefs vertheilen wollen.

Ihr

Ihnen wohlgewogenster

Mexiko, am 6. Juli 1864. Maximilian."

In den deutschen Nordseehäfen, wo man die Bedeutung des Gefechtes bei Helgoland sogleich mit richtigem Gefühle erkannte, war die öffentliche Meinung darin einig, daß der Kampf als ein glorreicher Erfolg gegen die dänische Marine aufzufassen sei. Allgemein zollte man der Kühnheit der Attaque, sowie dem Muthe und der kaltblütigen Ruhe der Officiere und dem außerordentlich heldenmüthigen Feuer der Dalmatiner das gerechte Lob.*)

Einige Tage nach dem Gefechte schlossen die Kriegführenden einen sechswöchentlichen Waffenstillstand ab, den Tegetthoff zur Ausbesserung der Havarien seiner Schiffe benützte.

Bei dem Wiederausbruche der Feindseligkeiten kam es nicht mehr zu einem Kampfe auf offener See, wohl aber wurde die Flottille des dänischen Capitäns Hammer bei den ostfriesischen Inseln durch einige k. k. Kanonenboote weggenommen.

Das während des Waffenstillstandes in der Elbe angekommene Gros der k. k. Escadre verblieb dort bis zum September, worauf die Schiffe successive wieder nach Pola beordert wurden.

Tegetthoff verließ, von den Segenswünschen der Bevölkerung begleitet, Ende September Bremerhafen und langte Anfangs November mit seiner ruhmbedeckten „Schwarzenberg" in Pola an.

(Schluß folgt.)

*) Das dänisch gesinnte England konnte zwar an der glänzenden Haltung der k. k. Schiffe nichts bemängeln, allein es reclamirte den Sieg für die Dänen.

# Die Wienflußregulirung.

Von Franz Berger.

Die Stadt Wien hat in den letzten Decennien eine Umgestaltung erfahren, welche weit über das anfänglich in Aussicht genommene Ziel einer Stadterweiterung hinausgeht. Die bauliche Umgestaltung dieser Großstadt, welche sich nach Auflassung der die innere Stadt umschließenden Stadtmauern und Gräben vollzog und als deren wesentlichstes Resultat der Ausbau der prächtigen Ringstraße mit ihren zahlreichen Monumentalbauten zu erwähnen ist, zeigte bald neue Bedürfnisse. Die Passageverhältnisse mußten durch Schaffung neuer Straßenzüge verbessert werden, die sanitären Verhältnisse forderten die Erweiterung enger Communicationen und der fortwährend wachsende Verkehr verlangte die Einführung zweckmäßiger Verkehrsmittel.

Um die Stadt mit gesundem Trinkwasser in reichlicher Menge zu versorgen, wurde die Hochquellenwasserleitung erbaut, welche das anerkant beste Trinkwasser den Bewohnern zuführt und in kurzer Zeit die Gesundheitsverhältnisse der Stadt in ungeahnter Weise verbessert hat.

Der Donaustrom, dessen Hochfluthen die nördlichen Theile der Stadt oftmals bedroht und arg geschädigt haben, ist einer durchgreifenden Regulirung unterzogen worden und wurde durch dieselbe nicht nur die Stadt von der Sorge einer Ueberschwemmung befreit und neues Land für bauliche Entwickelung gewonnen, es wurde auch eine wesentliche Verbesserung der Schifffahrtsverhältnisse erreicht und heute schon zeigt die Anlage ausgedehnter Lagerhäuser an dem Ufer der regulirten Donau den wohlthätigsten Einfluß der Regulirung auf die Hebung des Handels.

Wenn man nun die geänderten Zustände der Stadt Wien betrachtet und die großartigen Leistungen überblickt, welche die Stadterweiterung eingeleitet hat, so kann man den schädigenden Zustand jenes Flußlaufes, welcher den Namen der Stadt trägt, nicht übersehen. Der Wienfluß führt in der Regel wenig Wasser, bei Regengüssen und Schneeschmelzen schwillt er rasch an und durch das Bett dieses Flußlaufes wälzen sich reißende und verheerende Hochfluthen, die ebenso rasch wieder verschwinden, wie sie entstanden sind.

In der Stadt selbst ist das Flußgerinne successive so ausgebildet und sind die Ufer so versichert worden, daß eine eigentliche Ueberschwemmung nicht mehr zu befürchten ist, wie dies im Flußlauf außerhalb der Stadt und den unmittelbar anschließenden Vororten oftmals der Fall ist. Dagegen treten in wasserarmen Zeiten, gesteigert durch Verunreinigungen, welche dem Wienflusse durch Fabriksabfälle und Einleitung sonstiger Schmutzwässer zugeführt werden, sanitäre Uebelstände durch gesundheitsschädliche Ausdünstungen der im Schotterbette sich bildenden Jauchetümpel in so hohem Grade auf, daß eine Sanirung dieser Zustände bereits zur unabweislichen Nothwendigkeit geworden ist. Dazu kommt noch, daß das tief eingeschnittene Flußbett in Wien und den Vororten, an dessen beiden Ufern verkehrsreiche Stadttheile liegen, den gegenseitigen Verkehr bereits in hohem Maße hemmt, ein Zustand, welcher selbst durch Herstellung neuer Flußübergänge (Brücken) nicht gründlich behoben werden kann.

Alle diese Zustände haben das Verlangen nach einer durchgreifenden Regulirung des Wienflusses immer mehr gesteigert und die endliche Durchführung zur unbedingten Nothwendigkeit gemacht.

In richtiger Erkenntniß dieser Sachlage hat auch der niederösterreichische Landtag (1880) und der Wiener Gemeinderath (1882) beschlossen, unverzüglich die geeigneten Schritte zur Erlangung eines entsprechenden Projectes für die Regulirung des Wienflusses einzuleiten.

Bevor nun auf die Besprechung der in Folge dieser wichtigen Beschlüsse getroffenen Vorkehrungen eingegangen wird, soll in Kürze Einiges über die Geschichte und über die Topographie und Hydrographie des Wienflusses eingefügt werden.

Es wird angenommen, daß das Wienthal schon von den Römern als Sommeraufenthaltsort bekannt war und deutet das Vorhandensein einer Straße zwischen Wien und der römischen Ansiedlung St. Pölten darauf hin. Als bestimmt ist jedoch anzugeben, daß das Wasser des Wienflusses, welches sehr fischreich gewesen sein soll, bereits im 13. Jahr-

hundert zum Betriebe von Mühlwerken verwendet wurde. Damals hatte der Fluß keinen geschlossenen Lauf, sondern war, auf dem Terrain der heutigen Bezirke Wieden und Margarethen mehrere Weiher bildend, in mehrere Flußläufe aufgelöst. Erst die Errichtung der Linienwälle machte die ungehinderte Ausbreitung der Wässer unmöglich und deshalb erfuhren die hydrotechnischen Verhältnisse im Laufe des 18. Jahrhunderts eine wesentliche Aenderung, indem das Wasser in ein Gerinne concentrirt wurde.

Diese Verhältnisse steigerten jedoch die Gefahren, welche durch Hochwasserbildung eintraten, wozu die vorhandenen Mühlwerke nicht unwesentlich beitrugen.

Das älteste bekannte Hochwasser datirt aus dem Jahre 1295, eine weitere Hochfluth, welche die Vorstadt Wieden arg verwüstete, ereignete sich im Jahre 1405. Im Jahre 1670 trat eine Ueberschwemmung der anliegenden Vorstädte ein und im Jahre 1741 war ein so bedeutendes Hochwasser, daß der Schönbrunnergarten überschwemmt und die Bärenmühle in Wien zerstört wurde. Im vorigen Jahrhundert sind noch die Hochwässer vom Jahre 1777, 1783 und 1785 zu erwähnen, wovon das letztere als das bis zu jener Zeit beobachtete größte Hochwasser gilt.

In diesem Jahrhundert gab es bedeutende Hochwässer, welche größere Ueberschwemmungen verursachten, in den Jahren 1805, 1819, 1821, 1851 (18. Mai), 1867 und 1872. Die in den Jahren 1878, 1879, 1880, 1881 und 1882 eingetretenen Hochwässer haben in Wien und den Vororten keinen Schaden angerichtet, jedoch im oberen Flußlaufe empfindliche Ueberschwemmungen verursacht.

Als größtes Hochwasser dieses Jahrhunderts ist jenes vom Jahre 1851 zu bezeichnen; dasselbe hat mehrere Brücken über den Wienfluß zerstört und sehr bedeutenden Schaden angerichtet. Es soll dieses Hochwasser allerdings um 60 *cm* niedriger gewesen sein als jenes vom Jahre 1785, allein dieser Vergleich ist in Hinsicht auf die zur Zeit des höchsten Wasserstandes abgeflossene Wassermenge sehr unzuverlässig, da mittlerweile die Gefälleverhältnisse und Profilformen des Flusses sich nachweislich sehr wesentlich geändert haben.

Es mag noch angeführt werden, daß die Gesammtlänge des Wienflusses vom Ursprunge bis zur Mündung in den Donaucanal 34·18 *km*, das Gesammtgefälle 468 *m* und das Niederschlagsgebiet 224·2 $km^2$ beträgt. Die Bodenculturverhältnisse sind als günstig zu bezeichnen, da der Waldbestand von Hütteldorf aufwärts fast 70 Procent der Bodenfläche in Anspruch nimmt.

Als Ursprung des Wienflusses ist die östliche Abdachung zwischen dem Käferleithenberg, drei Bergen, Dachsbauberg, Kaiserbrunnberg und Reschelberg zu bezeichnen.

Es entspringen dort in der Pfalzau der vordere und hintere Pfalzauerbach, im Dürwienthale die dürre Wien, bei Reckawinkel ein Gerinne ohne Namen und am Reschelberg das Pelzergrabenwasser.

Der Pfalzauerbach entspringt am höchsten und hat somit auch das relativ größte Anfangsgefälle. Die drei letzgenannten Bäche vereinigen sich schon nach kurzem Laufe von beiläufig 2 *km* und mündet bei Pfalzau der Pfalzauerbach ein, und von dieser Stelle an hat die Wien, welchen Namen nunmehr das Gerinne weiter führt, bereits eine Sohlenbreite von 5 bis 6 *m*. Von den bedeutenderen Nebenflüssen sind ferner zu nennen: am rechten Ufer: Brentenbach, Dambach, Paunzenbach, Rothwasser, Grünauerbach und Lainzerbach; am linken Ufer: Weidlingbach, Tullnerbach, große umd kleine Steinbach, Gablitzbach, Mauerbach, Halterbach, Rosenbach und Ameisenbach.

Nach Einfügung dieser Angaben soll an die angedeuteten schwierigen Verhältnisse, welche am Wienflusse nach Aufführung der Linienwälle eintraten, angeknüpft und erwähnt werden, daß die Zustände im Flußlaufe durch die Stauungen im eingeschlossenen Gerinne namentlich in Folge der bestandenen Mühlobjecte immer belästigender wurden und daß man daran ging, diese Mühlanlagen in Wien successive aufzulassen und die Wehrbauten zu cassiren, um dem Hochwasser freien Lauf zu schaffen.

Erst im Jahre 1859 hat die Stadt Wien die drei letzten Wasserrechte in ihrem Weichbilde angekauft, die Wehre beseitigt und die Mühlbäche verschüttet.

Die Frage der gründlichen Regelung der Verhältnisse des Wienflusses hat schon unsere Vorfahren eingehend beschäftigt.

Die erste Anregung gab der Architekt Wilhelm Bayer im Jahre 1781. Er schlug vor, im oberen Flußlaufe größere Reservoirs anzulegen, um die Abflüsse von sämmtlichen Quellen zu sammeln und einen constanten Abfluß in das zu regulirende Gerinne zu sichern. Die Auen, welche in Folge Schottergewinnung arg verwüstet waren, sollten bepflanzt und die Ufer von Kehricht und Hausunrathablagerung befreit werden. Im Ganzen sollten eilf Teiche und drei Reservoirs (Hietzing, Meidling und Schönbrunn) mit einem Gesammtfassungsraume von ungefähr 15,000.000 $m^3$ angelegt werden. Das Project Bayer's wurde von dem Magistratus Sanitatis Bock eifrig unterstützt, indem derselbe darauf

hinwies, daß durch die Ausdünstung des faulen Wassers Fäulnißfieber und überhaupt epidemische Krankheiten erzeugt werden, an welchen die Bewohner der Wienflußufer viel zu leiden hätten.

Oberst Brequin trat als Gegner Bayer's auf, proponirte aber ebenfalls Thalsperren und die Anlage eines großen Reservoirs mit einem Wehrbaue sammt Schleusen und fünf Aufzugthoren vor der Schönbrunnerlinie.

Die Folge dieser Concurrenz, zu welcher sich noch die Einwendung der am Wienflusse angesiedelten Färber gesellte, war — daß beide Projecte unausgeführt blieben.

Die Stadtphysici machten immer energischere Eingaben und brachten es zu Stande, daß in den Jahren 1814 bis 1817 die Ufer in Wien gereiniget und befestigt wurden. Dasselbe wurde im Jahre 1820 außerhalb der Stadt in das Werk gesetzt, diese Arbeiten wurden aber bald wegen mangelnder Geldmittel unterbrochen.

Erst als nach der Ueberschwemmung im Jahre 1830 die Cholera das erste Mal in Wien auftrat und allgemeinen Schrecken verbreitete, entschloß man sich, die Ausmündungen der Unrathscanäle, welche ihren Inhalt direct in den offenen Flußlauf führten, aufzuheben und an beiden Ufern des Wienflusses große Sammelcanäle zu erbauen, wodurch die Abfallstoffe direct in den Donaucanal geleitet, der Wienflußlauf aber wesentlich verbessert wurde. Die Sammelcanäle wurden zu Anfang der Dreißiger-Jahre bis zu den Linienwällen hinauf mit großer Hast unter dem Einflusse des Schreckens vor der Cholera erbaut und führen noch heute im Volksmunde den Namen „Choleracanäle". Es wäre nun auch die Zeit gekommen, daß eine ähnliche Maßregel bezüglich des Donaucanales getroffen würde, um auch das Wasser dieses Flußarmes von den Unrathsmengen, die es aus den Canälen empfängt, zu befreien und reines Donauwasser durch Wien fließen zu machen.

Es waren wieder Nothstandsarbeiten, welche in den Jahren 1847 und 1848 zu einer Regulirung des Flußlaufes und Sicherung der Ufer vor dem Hauptzollamtsgebäude, dann zur Herstellung eines Durchstiches bei der Schwarzenbergbrücke führte. Dieser Durchstich wurde jedoch erst im Jahre 1867 anläßlich des Baues der Schwarzenbergbrücke vollendet.

Hierdurch war der Fluß im Weichbilde von Wien in befestigte Ufer gefaßt und vor Unratheinleitung geschützt. In den Vororten bestanden jedoch die unleidlichen Verhältnisse fort. Durch Fabriksabfälle und Unrathsstoffe wurde das Wasser verunreinigt, die Ufer wurden

durch Sand und Schottergewinnung devastirt, jeder Besitzer schützte sein Eigenthum so gut es ging durch planlose Uferbauten und primitive Herstellungen. Erst als der Landtag im Jahre 1880 diesen unhaltbaren Zuständen seine Aufmerksamkeit zuwendete, die Außengemeinden durch Geldmittel unterstützte und außerdem, wie eingangs erwähnt, Schritte unternahm, um ein einheitliches Regulirungsobject aufzustellen, zeigte sich eine allmähliche Besserung der Verhältnisse, welche jedoch noch lange nicht eine durchgreifende Sanirung der Zustände erzielte.

Die Einleitung der Unreinigkeiten wurde trotz oftmaligen Protestes der Stadt Wien und trotz Aufträge der staatlichen Behörden noch immer nicht gründlich abgestellt und so fließt durch das Flußgerinne in Wien eine mit Schmutz und faulichten Substanzen überreichlich geschwängerte Jauche zu jeder Zeit, und namentlich in den heißen und regenarmen Sommermonaten ihre üble und schädliche Ausdünstung verbreitend.

Da entschloß sich der Gemeinderath der Stadt Wien in seiner Sitzung vom 14. Februar 1882 die Angelegenheit nun auch seinerseits energisch in die Hand zu nehmen und zunächst eine aus Fachmännern gebildete Expertise einzuberufen, welche mit der Aufgabe betraut wurde:

„Den Wienfluß in seiner ganzen Ausdehnung von den Quellen bis zur Einmündung in den Donaucanal, mit Rücksicht auf eine Regulirung oder Verwerthung desselben zu studiren, alle einschlägigen Verhältnisse in Erwägung zu ziehen und mit Rücksicht auf den gegenwärtigen Zustand des Wienflusses ein Gutachten abzugeben, welches als Grundlage für die Aufstellung eines Programmes zur Verfassung von einschlägigen Projecten zu dienen hätte.“

Die Expertise gelangte nach eingehender Behandlung des Gegenstandes zu dem Antrage, daß durch Anlage von Thalsperren im Zulaufgebiete die Abflüsse zeitweise zurückzuhalten und zu reguliren wären, daß sohin das Durchflußprofil in Wien für zwei Drittel der Maximal-Durchflußmenge (von der Expertise mit 583 $m^3$, rund 600 $m^3$ per Secunde berechnet) festzustellen und bis zur Stadtgrenze, eventuell über Schönbrunn hinaus bis Penzing, einzuwölben sei, daß die Choleracanäle nicht mehr nothwendig und daher aufzulassen seien und daß zur Durchspülung der neu entstehenden Sammelcanäle ein Wasserquantum von mindestens 20.000 $m^3$ per Woche in den Thalsperren vorräthig zu halten und dies bei Ermittlung der Größe des Reservoirs zu berücksichtigen wäre.

An diese Anträge knüpfte die Expertise mehrere auf die einheitliche Durchführung des Regulirungswerkes abzielende Andeutungen.

Mittlerweile hatte das Stadtbauamt die Ausarbeitung eines Regulirungsprojectes in Angriff genommen, und es lag nahe, hierbei auch andere Gesichtspunkte, wie dies auch die Expertise that, in Betracht zu ziehen.

Man hat nämlich auch die Frage aufgeworfen, ob nicht die unleidlichen Verhältnisse vielleicht dadurch beseitigt werden könnten, daß man nach vollständiger Sicherung der Flußufer jede Einleitung von Unreinigkeiten verbietet und deshalb eine strenge Flußpolizei einführen soll, welche in der angedeuteten Richtung thätig zu sein hätte. Von einer derartigen Maßregel kann man sich aber keinen nachhaltigen Erfolg versprechen, wozu noch kommt, daß in Zeiten anhaltender Trockenheit die Bildung von Tümpeln mit stagnirendem Wasser im Flußbette nicht vermieden werden könnte. Außerdem würde für den Verkehr und für die bauliche Entwickelung bei Belassung des vorhandenen Flußgerinnes gar keine Verbesserung geschaffen werden; wonach man zu dem Schlusse kam, daß in der oben angedeuteten Richtung eine dauernde Sanirung der widrigen Verhältnisse nicht erreicht werden könne.

Es ist auch angeregt worden, dem Wienflusse eine größere Wassermenge zuzuführen, um das Flußbett constant gefüllt zu erhalten und man hat diesfalls beantragt, an einer geeigneten Stelle des Donaustromes die erforderliche Wassermenge zu entnehmen und dieselbe in einem offenen Gerinne dem Wienflusse in seinem mittleren Laufe zuzuführen. Die Projectanten dieser Gruppe übersehen aber die bestehenden Niveauverhältnisse gänzlich, denn das Gefälle des Wienflusses ist ein wesentlich größeres als das des Donaustromes.

Es mag angeführt werden, daß der Wasserspiegel des Wienflusses bei der Gemeindegrenze von Wien (173·36 *m* über dem Meere) bereits so hoch liegt, als wie das Nullwasser der Donau bei Tulln (173·29 *m*). Bei Schönbrunn hat die Wien die Côte von 183·25 *m*, bei Hacking 203·00 *m*, bei Mariabrunn 217·10 *m* und bei Purkersdorf 237·65 *m*, während die Donau bei Stein nur die Côte 191·58 *m* und erst bei Linz die Côte 250·82 *m* hat, woraus man ersieht, daß das Wasser aus der Donau weit oberhalb Melk abgeleitet werden müßte, um dasselbe, und zwar mit sehr schwachem Gefälle, allenfalls in der Gegend von Mariabrunn in den Wienfluß bringen zu können. Dabei hätte man einen mindestens 100 *km* langen und wegen des geringen Gefälles sehr groß zu dimensionirenden Zuleitungscanal zu erbauen, welcher als Tunnel die Höhen des Wienerwaldes in der bedeutenden Länge von beiläufig 10.000 *m* zu durchfahren hätte. Die Kosten einer derartigen

Unternehmung wären ganz kolossal und der Erfolg wäre trotzdem ein sehr zweifelhafter, da das relative Gefälle des Wienflusses fast zehnmal größer als jenes der Donau ist, also die zuzuführende Wassermenge, wenn man das Wienflußbett nur halbwegs mit Wasser decken wollte, eine so bedeutende sein müßte, daß deren Entnahme in trockenen Zeiten sogar die Schifffahrt auf der Donau gefährden könnte.

Diese Projecte können daher ernstlich nicht weiter verfolgt werden. Vor einiger Zeit ist auch beantragt worden, den Wienfluß, beziehungsweise die Hochwässer desselben an einer geeigneten Stelle in südöstlicher Richtung gegen die Donau abzuleiten, wonach man dann das offene Gerinne in Wien auflassen und zu anderen Zwecken verwenden könnte. Ein Vorschlag ging dahin, den Wienfluß von Sechshaus abzuleiten und entlang der Hundsthurmer-, Matzleinsdorfer- und Favoritenlinie über das Erdbergermais zu führen und in den Donaucanal einzumünden. Das neue Wienflußbett hätte in Folge des Höhenzuges, welchen dasselbe durchkreuzen muß, einen außerordentlich tiefen Einschnitt gebildet, welcher der Entwickelung von Wien nach Süden ebenso hinderlich gewesen wäre, als sein jetziges Gerinne in Wien. Nach einem zweiten Projecte sollte der Wienfluß schon bei St. Veit abgeleitet werden, das neue Gerinne den Höhenrücken zwischen Speising und Hietzing im offenen Einschnitte durchschneiden und dann oberhalb Inzersdorf in das Bett der Liesing einmünden, deren Lauf bis zur Donau zu reguliren beantragt war. Der Einschnitt, der nach diesem Projecte entstanden wäre, hätte an der tiefsten Stelle sogar das Maß von 43 *m* erreicht und hätte derselbe in der Gegend der Einsiedelei bei St. Veit überwölbt geführt werden müssen. Da der neue Flußlauf fast zweieinhalb Mal länger geworden wäre als der gegenwärtige, so wäre das relative Gefälle außerordentlich reducirt worden, ja es hätte dasselbe in Folge der örtlichen Verhältnisse stellenweise nur 1·0 Promille betragen, während der Wienfluß bei St. Veit ein relatives Gefälle von 4·5 bis 4·8 Promille besitzt.

In Folge des verminderten Gefälles hätte das neue Abflußprofil eine Sohlenbreite von mindestens 60 *m* erhalten müssen, was eine kolossale Erdbewegung (an der tiefsten Stelle per Meter Gerinne über 5000 $m^3$) verursacht hätte. Das ganze Bauwerk hätte durch Rutschungen arg gefährdet werden können und hätten die Verhältnisse im Gerinne der Liesing, welcher man nun auch das Hochwasser des Wienflusses zuführen wollte, ganz außerordentlich kostspielige Bauanlagen erfordert, die übrigens nicht unter allen Umständen eine vollkommene Sicherheit

gewährt hätten. Diese Gruppe der Projecte ist deshalb auch nicht weiter verfolgt worden.

Der Vollständigkeit wegen wird noch erwähnt, daß zu Anfang der Siebziger-Jahre auch ein vorzüglich ausgearbeitetes Project über die Umwandlung des Wienflusses in einen Schifffahrtscanal aufgestellt wurde. Gegen dieses Project war in technischer Beziehung nichts einzuwenden, es konnte aber aus finanziellen Gründen nicht zur Realisirung gelangen, da der zur Sicherstellung der Rentabilität erforderliche große Verkehr an Roh- und Massenproducten in den am Wienflusse gelegenen Districten nicht zu erwarten ist.

Das Wienflußregulirungsproject, welches das Stadtbauamt aufgestellt und welches vom Gemeinderathe die principielle Genehmigung (29. December 1882) erhalten hat, geht nun von dem Gedanken aus, den Wienfluß im Weichbilde von Wien, eventuell über Schönbrunn hinaus bis Penzing einzuwölben und den so gewonnenen Raum zur Anlage eines von der Ringstraße bis nach Schönbrunn führenden Boulevards, sowie zur Anlage einer Stadtbahnlinie zu verwenden. Es soll aber durch diese Einwölbung, welche aus zwei Gewölben, 7 bis 8 *m* breit zu bestehen hätte, nicht das ganze Hochwasser des Wienflusses abgeleitet werden, sondern es soll ein Theil desselben durch einen zweiten geschlossenen Canal von Baumgarten weg in nordwestlicher Richtung über Breitensee, Hernals, Währing, Döbling und Heiligenstadt geleitet und in den oberen Theil des Donaucanales eingeführt werden. Dieser Ableitungscanal würde die Gerinne des Ottakringerbaches, Alsbaches und Währingerbaches kreuzen und auch deren Hochwässer zum Theile aufnehmen und so die Wiener Canäle entlasten können. Der beantragte Ableitungscanal hätte gegen die früher erwähnte Ableitung in das Liesinggebiet den Vortheil, daß die Länge desselben, bei fast gleichbleibendem absoluten Gefälle, nicht größer als die des jetzigen Wienflußlaufes würde, somit ein günstiges relatives Gefälle sich ergeben würde. An der Abzweigungsstelle in Baumgarten würde ein großes Reservoir mit 1,800.000 $m^3$ Fassungsraum in Verbindung mit Schotterfängen angelegt. Dieses Reservoir wäre in der Lage, sehr günstig auf den Hochwasserverlauf einzuwirken, indem dasselbe eine Wassermenge zurückhalten und zur geeigneten Zeit abgeben könnte, welches bei einem zwei Stunden andauernden starken Regen einer Abflußkubatur von etwa 250 $m^3$ per Secunde entsprechen würde. Da die Querprofile für den einzuwölbenden Fluß in Wien bei normaler Füllung für eine Leistungsfähigkeit von 400 $m^3$ und der Ableitungscanal für eine solche von

140 $m^3$ in Aussicht genommen war, so war für eine Gesammtableitungsmenge von 790 $m^3$ vorgedacht, und zwar für den Fall, als alle drei Bauanlagen gleichzeitig in volle Action treten würden. Da aber die wirkliche Maximalwassermenge nach der Ansicht des Stadtbauamtes weit unterhalb der Ziffer von 600 $m^3$ gelegen ist, so soll durch die verschiedenen Wasserwege gegen den Zufall eines plötzlichen Schadhaftwerdens eines dieser Wege Vorsorge getroffen sein.

Das im Reservoir zu Baumgarten sich ansammelnde Wasser soll weiter in der Weise ausgenützt werden, daß man dasselbe in einem Druckwasserleitungsrohre mit dem Ableitungscanal fortführt und das Wasser sohin zur kräftigen Durchspülung der Unrathscanäle in Wien und den anschließenden Vororten verwendet. Die Niveaulage des Wasserspiegels (205 $m$) ist nämlich ausreichend, um dieses Nutzwasser in Röhren gegen die Höhenzüge der Straßen in Wien zu führen und auf diese Weise die nach den beiden Seiten abfallenden Canäle nach einem bestimmten Turnus durchzuspülen.

Die Kosten für die Ausführung dieses Projectes bis zur Gemeindegrenze sind rund mit 16 Millionen Gulden veranschlagt, welcher Ausgabe eine Einnahme für Baugründe von ungefähr 14 Millionen Gulden gegenübersteht. Die letztgenannte Ziffer darf jedoch nicht mit der ganzen Höhe in Betracht gezogen werden, da die Verwerthung der Gründe nur successive in einer langen Reihe von Jahren geschehen kann, wobei auch die oft wechselnden Grundpreise wesentlichen Einfluß nehmen können.

Nachdem der Wiener Gemeinderath das eben skizzirte Project im Principe genehmigt hatte, wurde das Stadtbauamt mit der weiteren Ausarbeitung desselben betraut.

Da, wie eingangs erwähnt, über den wichtigsten Factor — über das mögliche größte Hochwasser — nur dürftige Daten vorlagen, so hat das Stadtbauamt getrachtet, in dieser Richtung sich verläßlichere Anhaltspunkte zu verschaffen. Es wurden längs des Flußlaufes Pegel aufgestellt und alle eintretenden größeren Wasseranschwellungen genauen Messungen unterworfen. Es wurden ferner über die Wassergeschwindigkeiten Beobachtungen mit Schwimmervorrichtungen und Flügelapparaten angestellt. Außerdem wurden, um einen Zusammenhang zwischen dem Niederschlagsgebiete und der in den Gerinnen abfließenden Wassermenge festzustellen, und um die Wirkungsweise ähnlicher Bauwerke zu untersuchen, die Einwölbung der Senne in Brüssel und des Paillonflusses in Nizza auf Grund genauer Aufnahme studirt, wobei auch die Beobach-

tungen an den Wassertunnels am Brenner, welche durch das freundliche Entgegenkommen der Baudirection der k. k. priv. Südbahngesellschaft durchgeführt wurden, höchst werthvolle Anhaltspunkte lieferten. Ebenso wurden die Daten über die Niederschlagsmengen im Gebiete des Wienflusses gesammelt und durch eine große Zahl neu aufgestellter Regenmesser vervollständigt.

Auf Grund des so gesammelten reichlichen Materials ist sohin das Stadtbauamt an die Bestimmung der Durchflußprofile für die einzuwölbenden Strecken gegangen. Obwohl dieses Amt zu der Ansicht gelangt ist, daß die bei dem bisher vorgekommenen größten Hochwasser per Secunde abfließende Menge das Maß von 400 $m^3$ nicht wesentlich überstiegen haben kann und bei Erhaltung eines geordneten Zustandes im Waldgebiete nie übersteigen wird, hat dasselbe dennoch in dem über die Durchflußprofile ausgearbeiteten Projecte vorgeschlagen, die Einwölbung durch Wien für eine Menge von 300 $m^3$ und jene der Ableitung in nordwestlicher Richtung für eine solche von ebenfalls 300 $m^3$ (bei maximaler Füllung) zu dimensioniren; außerdem aber ein Reservoir mit dem Fassungsraum von 1,800.000 $m^3$ anzulegen, um die Hochwässer vom Schotter zu befreien, dieselben zu beruhigen und zum Theile zurückzuhalten.

Bei der Fortsetzung der Projectsarbeiten mußte eine Aenderung in der Placirung dieses Reservoirs eintreten, da mittlerweile der Wienfluß in der Gegend von Baumgarten durch die dortigen Gemeinden mit ziemlich bedeutenden Kosten mit festen Ufern versehen wurde und diese Anlage wieder hätte zerstört werden müssen.

Das Stadtbauamt entschloß sich, das Reservoir nach Mariabrunn unterhalb des dort bestehenden Wehrs nächst des sogenannten Auhofes zu verlegen und für den dort einmündenden Mauerbach ein zweites — mit dem erstgenannten Reservoir in Verbindung zu setzendes Bassin anzulegen. An dieser Stelle besteht ein ganz ungeregeltes, weit ausgedehntes Schotterbett, welches leicht in ein Reservoir umgestaltet werden kann, ohne hohe Dämme erbauen zu müssen.

Dazu kommt noch, daß der Wasserspiegel dieses combinirten Reservoirs die wesentlich höheren Orte von 220 $m$, also 15 $m$ mehr als früher, erhält, so daß das aufgespeicherte Nutzwasser viel besser ausgenützt werden kann. Außerdem beantragt das Stadtbauamt, den Wienfluß auch im oberen Laufe zu reguliren und hierbei eine weitere Besserung in den Hochwasserverhältnissen durch geeignete Anlage von Reservoirs bei den Einmündungen der Seitenbäche zu bewirken.

Ueber Verlangen des Stadtbauamtes wurde über die wichtige Frage der Profilbestimmung abermals eine Expertise einberufen, welche vor Kurzem ihr Votum dahin abgegeben hat, daß sie empfiehlt, die größte zu erwartende Wassermenge mit 600 $m^3$ per Secunde anzunehmen und den in nordwestlicher Richtung in Aussicht genommenen Ableitungscanal auch in das Bett des heutigen Wienflusses zu verlegen und daselbst anstatt zwei gewölbter Profile auch das Ableitungscanalprofil als drittes Profil zu placiren. Durch diese drei Profile können 600 $m^3$ per Secunde abgeleitet werden. Dem Reservoirprojecte bei Mariabrunn stimmt die Expertise vollkommen bei.

Die Verlegung des Ableitungscanales in das Wienflußbett tangirt nicht die Absicht des Stadtbauamtes, das aufgesammelte Wasser zum Zwecke der Canalbespülung als Nutzwasser zu verwenden, indem dasselbe, wie früher gedacht, in Druckröhren in jeder beliebigen Trace seinem Zwecke zugeführt werden kann. Es ist jedoch nicht zu übersehen, daß der Calcul bezüglich der Kosten eine Aenderung erfahren wird, da die Wienthalstraße jedenfalls eine größere Breite wird erhalten müssen, also der Ertrag für verwerthbare Gründe eine Schmälerung erleiden muß.

Das Stadtbauamt ist nun damit beschäftigt, auf Grund des bisher gesammelten Materials und der gemachten ausgedehnten Studien, sowie mit Bedachtnahme auf die Aussprüche der beiden Expertisen das vollständige Ausführungsproject festzustellen und es ist nicht zu zweifeln, daß die Gemeinde Wien und die sonst betheiligten Factoren die weiteren Maßnahmen zur baldigen Ausführung des Projectes treffen werden.

Wenn diese Angelegenheit noch nicht weiter vorgeschritten ist, so liegt wohl der Grund in der außerordentlichen Wichtigkeit der vorgeschilderten Vorarbeiten und in der großen Verantwortlichkeit, welche der Techniker bei Projectirung dieses großartigen Bauwerkes zu tragen hat, da bei Durchführung derselben nicht nur die ökonomische Frage, sondern hauptsächlich die Sicherheit für die Stadt und ihrer Bewohner in ernste Berücksichtigung zu ziehen ist.

Bei der Einmüthigkeit aber, mit welcher sich alle berufenen Factoren für die endliche Regulirung des der Stadt wahrlich nicht zur Zierde gereichenden Wienflusses ausgesprochen haben, ist nicht zu befürchten, daß diese Angelegenheit wieder in das Stocken geräth und ist vielmehr mit Sicherheit zu erwarten, daß in nicht zu ferner Zeit das Werk der Wienflußregulirung sich als vollendet dem großen Werke der Stadterweiterung, der Hochquellenwasserleitung und der Donauregulirung würdig anreihen wird.

---

# Rückblicke in die Zustände Böhmens

## des XVII. und XVIII. Jahrhunderts mit besonderer Beachtung der Entwickelung der böhmischen Literatur seit Maria Theresia.

Von Jos. Jireček.

II.

Die böhmischen Exulanten verließen nicht auf Einmal die Heimath. Vielen gelang es, in den Waldgegenden der Grenzgebirge, namentlich des Riesengebirges, wenn auch unter harten Entbehrungen und bei fortwährender Furcht vor Entdeckung, den Aufenthalt im Lande zu verlängern. Namentlich galt dies von den Anhängern der Brüderunität; ihre schon vom Anfange an auf Bedrückung berechnete Organisation machte sie bei weitem widerstandsfähiger, als dies bei den an Ueberordnung gewöhnten Utraquisten sein konnte. Es lebte in ihnen die zähe Hoffnung auf einen Umschlag; lange konnten sie sich von der Zuversicht nicht trennen, daß die Protestanten des westlichen Europas, in deren Reihen ja so viele heimathslose Böhmen kämpften, der vielgeprüften Glaubensgenossen eingedenk sein werden. Endlich schlug die Stunde des Scheidens. Die Vorstände der Unität bewiesen auch da einen klaren praktischen Sinn. Die Brüderältesten wurden zu einer Berathuug an die Elbequellen berufen und dort wurde beschlossen, daß die Brüder sich insgesammt nach Ungarn und Polen zu wenden haben. In beiden Ländern fanden sich für sie ältere Beziehungen und die Möglichkeit vor, sich rasch in altgewohnter Weise zu organisiren. Die Utraquisten zogen Sachsen und die Lausitz vor; einzelne ließen sich in Schlesien und Bayern, in Holland, Schweden und England nieder.

Ueberall trachteten sie das literarische Leben der Heimath fortzusetzen. Am betriebsamsten waren die Utraquisten in Sachsen unter der

Leitung des rührigen, aber auch ehrgeizigen und den Brüdern gegenüber unverträglichen Magister Samuel Martinius von Dražov († 1639), und die Brüder in Polen unter der Führerschaft des Johannes Amos Komenský († 1670). Martinius errichtete in Pirna eine böhmische Buchdruckerei und gab eine Anzahl mitunter ziemlich umfangreicher Bücher leider meist polemischen Inhaltes heraus, in denen der in Böhmen vor dem Jahre 1620 bestandene Kampf der Protestanten gegen die Brüder mit ungeschwächter Leidenschaft fortgeführt wurde, der allerdings von den Brüdern nicht unerwiedert blieb; Komenský, Johann Felinus († 1662) und Andere antworteten in gleich wuchtiger Weise aus ihrem Centrum in Lissa.

Komenský, der bedeutendste Geist unter den böhmischen Exulanten, fand nach 1620 Unterkunft zuerst bei Adler-Brandeis unter dem Schutz des dortigen Herrn, Karls von Žerotin; später zog er sich zu Georg Sadovský und den benachbarten Adeligen der Unität am Südabhange des Riesengebirges. Während dieser verhältnißmäßig ruhigen Zeit schrieb er zur Tröstung und Erbauung seiner Leidensgefährten einige Bücher, die zu den bedeutendsten Leistungen der böhmischen Literatur gehören. Davon mag hier nur das „Labyrinth der Welt“ (1623) angeführt werden, eine allegorische Schilderung des Getriebes der Menschen, die in gewisser Beziehung mit John Bunyan's „The pilgrims progress” (1678) verwandt ist. Im Jahre 1628 begann Komenský sich mit Untersuchungen über die Unterrichtsmethode zu beschäftigen und legte in seiner böhmisch geschriebenen Didaktika (1628 bis 1632) seine Ansichten über ein rationelles Unterrichtssystem dar. Dieser Schrift folgte nun im raschen Fluge eine Reihe von lateinischen Werken gleicher Richtung. Komenský's Name wurde bald über ganz Westeuropa bekannt und wiederholt erhielt er ehrenvolle Berufungen, um seine Ideen praktisch durchzuführen. So kam er 1641 nach London, wo man von ihm die Ausgestaltung von Lord Francis Bacon's († 1626) Ideen erhoffte. Im nächsten Jahre ging er nach Schweden, wo seine Bestrebungen auf Verbesserung der Unterrichtsmethode an dem Kanzler Axel Oxensstierna einen verständnißvollen Förderer fanden. Damals wurde ihm in Elbing eine ruhige Arbeitsstätte eingeräumt, wo er bis 1650 emsig zu schreiben fortfuhr. Vom Jahre 1650 bis 1654 leitete er das ihm vom Fürsten Rákóczy übergebene Gymnasium von Sáros-Patak und übernahm sodann das Regiment der Unität in Lissa. Seine letzten Lebensjahre, seit dem Brande von Lissa (1656), welcher leider auch seine Manuscripte verzehrte, brachte Komenský in Amsterdam zu, wo er endlich eine behagliche Muße fand. Damals veranstaltete er eine Sammelausgabe seiner

didaktischen lateinischen Schriften (1657) und gab auch einige werthvolle Schriften in böhmischer Sprache, namentlich eine herrliche Revision des Brüdercancionals, heraus. In Amsterdam schloß er sein Leben, ein Leben voll harter Kämpfe und großer Erfolge, als Regenerator des europäischen Schulwesens. Leider begleitete ihn bis an das Grab das drückende Bewußtsein, daß die Früchte aller seiner Mühen für lange Zeit seinem Volke und seinem Lande unzugänglich sein würden. Was wäre aus dem böhmischen Schulwesen geworden, wäre es Komenský vergönnt gewesen, sich ganz und freudigen Muthes der Pflege und Entwickelung desselben zuzuwenden!

Nächst an Komensky reiht sich der Historiker Paul Skala von Zhoř († nach 1640). Skala verließ Böhmen zugleich mit dem Winterkönige, dessen Hofstaat er angehört hatte, und nahm 1623 zu Freiberg in Sachsen seinen bleibenden Sitz. Dort schrieb er seine groß angelegte Kirchengeschichte, welche in zehn starken Foliobänden bis zum Jahre 1623 herabreicht. Skala war ein emsiger Sammler und umsichtiger Sichter des Quellenmaterials, welches er in anziehender Weise zu verarbeiten verstand. Sein Werk blieb bis in die neueste Zeit ungedruckt. Interessante Memoiren hinterließen die Exulanten Georg Kezelius Bydžovský, ein Jungbunzlauer († 1634) und Wenzel Nosidlo von Geblic, ein Leitmeritzer Bürger († 1638). Der Leitmeritzer Rathsherr Paul Stranský schrieb sein Hauptwerk Respublica Bohemiæ (1634) lateinisch, in welcher Sprache auch andere Emigranten ihre Werke veröffentlichten.

In der Emigration wurden böhmische Bücher zu Pirna und Lissa, Dresden und Zittau, Leyden und Amsterdam, später Halle und Berlin, dann in mehreren Städten Nordungarns gedruckt.

In Böhmen selbst bewirkte die Weißenberger Schlacht eine Stockung, der langjährige Krieg nach derselben einen vollständigen Abbruch des literarischen Lebens. Selbst der Druck bereits angefangener Bücher, wie z. B. der poetischen Paraphrase der Psalmen von Komenský, wurde abgebrochen, und nur wie durch ein Wunder ein Exemplar der fertiggewordenen Druckbogen gerettet.

Doch griffen nach und nach einzelne böhmische Katholiken wieder zur Feder. Die bedeutendsten Schriften, welche während des 30jährigen Krieges entstanden, sind das Geschichtswerk des Grafen Wilhelm Slavata († 1652) und die Memoiren des Grafen Hermann Černin († 1651). Leider blieben beide bis auf die neueste Zeit ungedruckt. Und doch war Slavata's Werk für seine Zeit ein kräftiges Mittel, um in den Kreisen des katholischen Adels den Sinn für das heimathliche Schriftthum wachzuhalten. Den Anlaß empfing Slavata im Jahre 1636

durch ein Memoriale, welches Graf H. M. Thurn über Albrecht von Waldstein veröffentlichte. Aus Thurn's Darlegungen ersah er, wie sehr es im Interesse seines historischen Rufes Noth thue, über die Vorkommnisse, an denen er activ und passiv betheiligt war, sachgetreue Aufzeichnungen zu hinterlassen. Um sich selbst zu controliren, theilte er sein Concept Zeitgenossen, namentlich Jaroslav Grafen von Martinic, Heinrich von Kolovrat, Friedrich von Talmberg und Anderen zur Durchsicht und Berichtigung mit, und erst nach Erhalt ihrer Notate schritt er an die schließliche Redaction. So entstanden seine Memoiren aus der Zeit vom Jahre 1608 bis 1619, (gedruckt 1866 bis 1868). Sowie er dadurch der Schriftstellerei Interesse abgewann, vertiefte er sich in die Frage des Wahlrechtes der böhmischen Stände, wobei er, wie es nach seiner politischen Stellung wohl selbstverständlich war, mit Eifer die Erblichkeit der Krone Böhmens verfocht. Sohin schritt er an die Fortsetzung der nur bis 1526 reichenden böhmischen Geschichte des Wenzel Hájek von Libočan, die sich jedoch unter seiner Feder immer mehr zu einer allgemeinen Geschichte Europa's bis zum Jahre 1588 erweiterte. Es giebt wenig umfangreiche Schriften, die von den Zeitgenossen so vielfach copirt und gelesen, ja sogar theilweise (in's Deutsche) übersetzt wurden, aber auch so bald in Vergessenheit geriethen, wie das vierzehn starke Foliobände zählende Geschichtswerk Slavata's. Seine Schilderungen des Selbsterlebten haben einen bedeutenden geschichtlichen Werth, seine böhmische Diction zeugt von einer bewährten Schulung. Slavata genoß in seiner Jugend durch den Brüderhistoriker Johann Japhet († 1614) eine sorgsame Erziehung; als er dann in's parlamentarische Leben eintrat, lernte er die Sprache durch stete Debatten in einer so vollendeten Weise zu handhaben, daß ihm in dieser Beziehung eine der nächsten Stellen nach dem unübertroffenen Meister des forensischen Böhmisch, Karl von Žerotin, eingeräumt werden muß.

Hermann Černín war in gewissem Sinne ein Autodidakt. Frühzeitig verwaist, wurde er von seinen Vormündern ohne jede Schulbildung gelassen. Und doch wußte er mit praktischem Sinne diesen Mangel glänzend zu beheben. In seiner Jugend machte er mit Christoph Harant von Polžic eine interessante Reise in den Orient, deren Beschreibung sein Reisegenosse in böhmischer Sprache 1608 veröffentlichte. Zweimal, 1616 und 1644, war Černín kaiserlicher Botschafter in Constantinopel. Ueber die letztere Reise hinterließ er ein sorgsam redigirtes Tagebuch in böhmischer Sprache, dessen Analyse die „Oesterreichische Revue" im Jahrgange 1863 gebracht hat.

Gleich Slavata und Černín bewahrte der im Lande verbliebene katholische Adel Böhmens treu seine Muttersprache und fuhr fort seine Kinder

in derselben zu erziehen. Die adeligen Damen des 17. Jahrhunderts waren größtentheils nicht einmal des Deutschen kundig. Ein interessanter Beleg dafür ist der heuer von Franz Dvorský veröffentlichte Briefwechsel der Zuzanna Černín, geb. Homut von Harasov († 1654), einer durch Gemüthstiefe, klare Auffassung und Lebensklugheit ausgezeichneten Frau.

Als Peter der Große im Jahre 1698 Böhmen bereiste, veranstalteten die böhmischen Herren ihm zu Ehren in Prag ein Diner, wobei die Conversation von den Gastgebern mit dem Caren böhmisch geführt wurde; „denn damals," so berichtet ein genauer Kenner der damaligen Adelsverhältnisse in Böhmen, der Historiker Fr. M. Pelzel († 1801), „war noch die böhmische Sprache die Muttersprache des Adels, obwohl Einige schon angefangen hatten, die deutsche vorzuziehen.

Mittlerweile war französische Sprache und Sitte unter dem böhmischen Adel zur Mode geworden und wurde, wie jede glänzende Neuerung, mit überstürzter Hast betrieben. „Ihr kennt keinen höheren Ruhm, als französisch zu parliren!" rief der französische Botschafter Grémonville in seiner kaustischen Valedictio im Tone des Vorwurfes dem österreichischen Adel zu. Im 18. Jahrhunderte verbreitete sich die Kenntniß des Französischen auch in die bürgerlichen Schichten, leider hatte sie hier vielfach nur die Wirkung, daß sich zu dem bisherigen böhmisch-lateinisch-deutschen Makaronismus auch noch ein französisches Element zugesellte, wie man dies analoger Weise damals auch in Deutschland, Polen, Ungarn und Croatien in Literatur und Umgang wahrnehmen konnte.

Während sich nun in den Wipfeln der böhmischen Gesellschaft diese Wandlungen vorbereiteten und vollzogen, herrschten in der Masse des Volkes ungeändert, wenn nicht verschlimmert, die seit 1621 eingerissenen Mißstände. Die königlichen Städte erfreuten sich im Allgemeinen einer behaglicheren Existenz, dagegen hate der Druck, der auf den leibeigenen Bauern und auf den Bewohnern der unterthänigen Städte lastete, entschieden zugenommen. Nach dem Jahre 1648 wurde die Lage der Bauernschaft geradezu unerträglich. Das frivole Wort: „Der Bauer ist wie die Weide, je mehr man sie behaut, desto üppiger grünt sie", wurde über jedes Maß in Anwendung gebracht. Im Jahre 1680 war die Verzweiflung der armen Leute nicht mehr zu halten. Volle fünf Tage in der Woche verhielt man sie zur herrschaftlichen Frohne und außerdem wurden noch Naturalleistungen gefordert. Umsonst flehten die Bauern um Linderung, umsonst legten sie dar, daß man sie ärger behandle, als es Türken und Tataren mit ihren Sklaven thun, daß man ihnen nebst dem nackten Leben nur noch den Hunger freigebe. In

mehreren Kreisen Böhmens kam es zu Zusammenrottungen, die mit bewaffneter Macht versprengt wurden, aber ungeachtet des kaiserlichen Befehls, die Robot sollte auf drei Wochentage beschränkt werden, blieb es beim Alten. Aus den Herrenhöfen wurden zu all dem unwahre Schilderungen über das Beginnen der Bauern verbreitet. Ein gewiß unbefangener Gewährsmann, Großmeister der Kreuzherren G. J. Pospichal († 1699), bezeugt in seinen Memoiren (zum Januar 1680): „Die Herren übertreiben absichtlich die Unthaten der Bauern, theils um den Haß gegen sie zu steigern, theils um ihre eigene Tyrannei zu bemänteln.“ Der Landmann war nicht nur an die Scholle gebunden, sondern es wurde ihm das Betreiben von Handwerken und der Uebergang zu Studien dadurch erschwert, ja meistentheils geradezu verwehrt, daß diese beiden Lebensberufe von den Unterthanen nur mit Bewilligung der Herrschaft angetreten werden durften. Allgemeine Schulbildung war undenkbar oder auf jenes Minimum beschränkt, das opfermüthige Geistliche aus Erbarmen für das Volk leisteten. Zu diesen Zuständen gesellten sich noch die Lasten des Türkenkrieges, des spanischen Successionskrieges und endlich der Kriege mit Preußen, die erst mit dem Frieden vom Jahre 1763 einen Abschluß fanden. An eine Betheiligung des die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung bildenden Landvolkes an der materiellen, geschweige denn der geistigen Entwickelung des Landes war unter so bewandten Verhältnissen nicht zu denken.

Eine freundlich leuchtende Erscheinung in diesen trüben Zeiten war Graf Franz Anton von Sporck (geb. 1662, † 1738). Sporck, der nach seinem Vater ein reiches Erbe übernommen hatte, machte davon einen für damals ganz ungewöhnlichen Gebrauch. Er war nicht blos ein thätiger Freund der Literatur und Kunst, sondern auch ein Philanthrop vom edelsten Schlage. Seine Güter, namentlich die Waldungen waren musterhaft bewirthschaftet; dort schuf er Jagdschlösser und Eremitagen im Geschmacke Ludwig's XIV., baute Kirchen, beschäftigte hervorragende Architekten und Bildhauer für die künstlerische Ausstattung der Gebäude, sammelte Bibliotheken auf seinen Schlössern, gründete zu Lysá bei Altbunzlau eine Buchdruckerei, um dort die von ihm geförderten Bücher zu drucken. Er legte ein besonderes Gewicht auf die Einbürgerung der Schriften der damaligen schöngeistigen Moralisten Frankreichs, Abbé Boileau, des Cardinals de Noailles u. A., deren deutsche Uebersetzung seine zwei Töchter besorgten. Die 5000 bis 10.000 Exemplare betragenden Auflagen ließ Sporck größtentheils unter seine Unterthanen verschenken. Böhmische Bücher waren von seiner Freigebigkeit nicht ausgeschlossen. So existirt ein großes böhmisches Gesangbuch vom Chroustovicer Pfarrer J. Božan

(1719), für dessen Herausgabe Sporck die Kosten trug. Am meisten muß die Vorsorge auffallen, die Sporck, ein weißer Rabe unter seinen Zeit- und Standesgenossen, für das Wohl seiner Unterthanen entwickelte. Er stiftete für sie Kranken- und Siechenhäuser, war in Zeiten der Noth ihr werkthätiger Helfer, sowie er denn, als 1695 eine Hungersnoth anbrach, seine Getreidespeicher für die Armen öffnen ließ; zu glücklicheren Zeiten veranstaltete er Freudenfeste, bei denen seine Unterthanen freien Tisch hatten, ja er ließ dieselben sogar mit einer uniformen Tracht versehen. Was Wunder, wenn Sporck im Volke sich einer ungemeinen Popularität zu erfreuen hatte; leider gesellte sich dazu auch manches Ungemach. Seine literarischen Bestrebungen weckten den Argwohn des durch seine Verfolgung böhmischer Bücher bekannten Jesuiten Anton Koniáš, auf dessen Anregung Sporck 1729 in seinem Schlosse zu Lysá verhaftet und gefangen gesetzt wurde. Seine ganze an 30.000 Bände zählende Kukuser Bibliothek wurde mit Beschlag belegt, sieben Jahre lang auf die Rechtsgläubigkeit der einzelnen Bücher geprüft, bis man endlich 1736 die Ueberzeugung gewann, daß zu einem Argwohn kein Anlaß vorhanden war. Dieses Vorkommniß beleuchtet greller als alles Andere die damaligen geistigen Zustände. Darin ist wohl der nächste Grund zu suchen, warum selbst die deutschen Bücher Sporck's, die gegenwärtig zu bibliographischen Seltenheiten zählen, nahezu ganz in Vergessenheit gerathen sind.

Vom westphälischen Frieden bis zum Regierungsantritte der Kaiserin Maria Theresia wog in dem Schriftthum Böhmens das Latein vor. Das Uebergewicht des Lateins datirte sich weit weniger von der älteren Gewohnheit, als von der Studienordnung, welche die Jesuiten einführten. In Folge der Zugeständnisse Ferdinand's II. waren die beiden Prager Universitäten und damit das Mittel- und Volksschulwesen ganz in die Macht des Jesuitenordens gelangt; erst nach dem Tode des Kaisers (1637) gelang es der Reaction, die sich selbst unter dem übrigen Clerus, den Cardinal Ernst Adalbert Grafen von Harrach an der Spitze, gebildet hatte, dieses Monopol allmählich einzudämmen. Durch die Vereinigung der Karolinischen mit der Ferdinandeischen Universität 1654 wurde endich eine neue Ordnung geschaffen, unter welcher einestheils die Befugnisse des Erzbischofs als Kanzler, anderentheils die landesfürstlichen Rechte Wahrung fanden. Nun wurden auch die beiden seit langer Zeit eingegangenen Facultäten (die juridische und die medicinische) wieder hergestellt und es entwickelte sich an denselben bald ein regeres Leben. An der medicinischen thaten sich als Lehrer und Schriftsteller Johann Marcus Marci von Kronland († 1665), Jacob Dobřanský a Nigro-

ponte († 1697) und Johann Löw von Erlsfeld († 1725) hervor. An der juridischen Facultät wurde in vergleichender Weise das römische und böhmische Recht gepflegt und die zwischen beiden bestehenden Unterschiede lebhaft umstritten. Vom Jahre 1663 bis 1666 führte Professor Christoph Kyblin von Waffenburg († 1690) den Kampf gegen den Appellationsrath Joh. H. Proskovský von Krohenstein († 1712). Joh. Christ. Schambogen († 1696) brachte die Polemik zu einem für das wissenschaftliche Leben an der Prager juridischen Facultät heilsamen Abschlusse. Von den sonstigen juridischen Schriftstellern sind der Komotauer Joh. Jac. von Weingarten († 1701), der eine ungemein rührige deutsche und lateinische, ja auch böhmische Feder führte, und der Nimburger Jacob Vrba (1691), der böhmisch und deutsch schrieb, zu nennen.

Etwas glücklicher entwickelte sich die Geschichtschreibung. Böhmisch schrieb der Prager Bürger Wenzel Fr. Kozmanecius († 1679) in schlichter, aber ungemein farbenreicher Weise seine Erlebnisse aus den Schreckenstagen des dreißigjährigen Krieges. Ein anderer Prager, Johann Zatočil von Loewenbruck, verfaßte ein Tagebuch der schwedischen Belagerung Prags 1648, an welcher er als Student selbst theilgenommen hatte. Der Domherr Joh. Florian Hammerschmied aus Staab († 1735) hinterließ eine Reihe böhmischer und lateinischer Monographien zur Kirchengeschichte Böhmens; der Kreuzherr Joh. Fr. Beckovský († 1725) veranstaltete eine Neubearbeitung der Chronik des W. Hájek und führte dieselbe bis zum Jahre 1690 fort. An klarem Umblick, politischem Verständniß und sprachlicher Vollendung überragten jedoch alle Zeitgenossen der Jesuit Bohuslav Balbin († 1688) und der Prager Weihbischof Thomas Pešina von Čechorod († 1680). Beide waren miteinander eng befreundet. Beide arbeiteten mit patriotischer Hingebung an der Hebung ihrer Heimath. Balbin vollendete 1669 einen Abriß der Geschichte Böhmens, Epitome rerum bohemicarum; als er jedoch an deren Drucklegung schreiten wollte, stieß er unversehens auf den starren Widerstand des Oberstburggrafen Bernart Ignaz Grafen von Martinic, der nicht nur den Druck jahrelang hintertrieb, sondern die Internirung des Verfassers in Klattau bewirkte. Nach siebenjährigen Chicanen wurde das Werk für anstandslos befunden, der Druck erlaubt und Balbin selbst die Rückkehr nach Prag gestattet. Unter dem Eindrucke dieser Widerwärtigkeiten schrieb Balbin an Pešina seine von glühender Vaterlandsliebe zeugende Apologie der böhmischen Sprache, die jedoch erst 1775 zum Druck gelangte. Im Jahre 1679 begann Balbin sein großartig angelegtes Werk Miscellanea regni Bohemiae, eine wahre Fundgrube des Interessanten und Wissenswerthen über

Böhmen, welchem mindestens das Glück beschieden war, daß es noch bei seinen Lebzeiten zum größeren Theile veröffentlicht werden konnte. Pešina nahm Mähren zum Gegenstande seiner Studien. Im Jahre 1663 trat er mit einem böhmisch verfaßten Prodomus Moravographiae (Moravopis) hervor, dem 1677 der erste Theil der Kriegsgeschichte Mährens (Mars moravicus) folgte, während der zweite, weit werthvollere, weil Pešina's Memoiren bis zum Jahre 1632 enthaltende Theil, ungedruckt verblieb. Balbin und Pešina waren die letzten eleganten Lateiner des 17. Jahrhundertes in Böhmen.

Um die Hälfte desselben verbreitete sich aus Italien ein arger Verfall des guten Geschmackes zugleich mit der Mißachtung der alten classischen Schriftsteller, die man durch moderne Machwerke ersetzen zu können sich einbildete. In der Poesie bürgerten sich müßige Künsteleien ein, sonst trat an die Stelle ernster Lectüre ein ungesunder, verweichlichender Idyllismus. Es ist eigenthümlich, daß diese Wandlung gerade durch die Jesuiten Förderung fand, und daß gerade dadurch der Rückgang des Ordens mit beschleunigt wurde. Unmittelbar wurde dadurch das lateinische Schriftthum, mittelbar auch die Volksliteratur betroffen. Der Jesuit Felix Kadlinský († 1675) übersetzte 1665 Friedrich's von Spee „Trutznachtigal", zum Glück eine der besseren Dichtungen, welche bald populär wurde und lange Zeit hindurch als Vorbild für die böhmischen Poeten aufrecht blieb, sowie denn auch die Versuche deutscher Dichter in Böhmen auf dieser Bahn sich bewegten. Am reichlichsten entwickelte sich seit dem westphälischen Frieden in Böhmens Literatur die geistliche Richtung. Der katholische Clerus, unter des Cardinals von Harrach Führung, verlegte sich allen Ernstes auf die Schaffung von böhmischen Erbauungsschriften, ja der Jesuit Wenzel Steyer stiftete 1669 unter dem Titel der „Sanct Wenzels Heredität" einen Fonds zur Herausgabe religiöser Schriften in böhmischer Sprache, der noch heutzutage fortbesteht. In den Jahren 1670 bis 1750 sind aus demselben über 80.000 Bände unentgeltlich vertheilt worden.

Insbesondere kam man dem Bedürfnisse des Volkes in zwei Stücken entgegen, nämlich durch die Herausgabe einer katholischen Bibel (1677 bis 1715) und von katholischen Cancionalien. Sowohl in der Bibel, als in den Gesangbüchern schlossen sich die Redacteure, soweit es ihnen thunlich war, den altbeliebten Texten an.

Alle diese Mühe reichte nicht hin, um die Anhänglichkeit an die alte Lehre und den Hang nach religiösen Neuerungen zu bannen, im Gegentheile wucherte die antikatholische Strömung ununterbrochen fort und schaffte sich auf Wegen Nahrung, auf welche man katholischerseits nicht gefaßt war. Ein einfacher Bauer auf der Leitomischler Herrschaft,

Wenzel Kleych, verließ 1705 Haus und Hof und schlug sich mit seiner Familie nach Zittau durch. Dort angelangt, machte er sich, sobald er nur einige Mittel zusammengebracht hatte, an den Druck von evangelischen Büchern und an deren Vertrieb nach der Heimath. Um den Transport, der ja nur auf Schleichwegen betrieben werden konnte, und die nur bei großer Vorsicht mögliche Aufbewahrung zu erleichtern, ließ Kleych alle seine Verlagsartikel, in einem winzigen, länglichschmalen Formate, kleinen Klötzchen (špalíček) ähnlich, drucken und einbinden, die von Hausirern unter anderen Waaren leicht untergebracht werden konnten. Dazu trat der Umstand, daß, während in Böhmen und Mähren auf akatholische Bücher gefahndet wurde, der Verkauf derselben in Schlesien und Ungarn selbst auf Märkten freistand. Um ein Buch zu erlangen, war den böhmischen heimlichen Protestanten kein Weg zu beschwerlich. Dem Kleych († 1737) gesellten sich bald auch andere Gleichgesinnte bei, die in Sachsen und Preußen einen festen Stützpunkt fanden.

Die katholische Geistlichkeit war durch diese Vorgänge nicht wenig überrascht und unterließ es nicht, dagegen Vorkehrungen zu treffen. Der bereits genannte Koniáš stellte ein Register der verbotenen Bücher („Clavis haeresim claudens et aperiens"), um dieselben sicherer controliren zu können, zusammen, welches die Titel böhmischer, deutscher, lateinischer, ja auch französischer Bücher der gedachten Art in sich schließt und 1729 vermehrt, 1749 gedruckt wurde.

Dieser Umriß der Verhältnisse Böhmens in der Zeit zwischen der Niederlage der utraquistischen Stände auf dem weißen Berge bis zum Regierungsantritte der Kaiserin Maria Theresia giebt wohl nur ein unvollkommenes Bild des tiefen Verfalles, in welchen das gesammte Leben des böhmischen Volkes damals gerathen war. Es war ein gewaltsames Umgestalten alles bis dahin Gewesenen in politischer, religiöser, nationaler und socialer Hinsicht, inmitten von verheerenden Kriegen, wohl geeignet das altangesessene Volk in allen diesen Richtungen, wenn nicht zu vernichten, jedenfalls tief niederzudrücken. Aber wie hart auch die Prüfung war, so bewährte sich doch die geistige Lebenskraft des böhmischen Volkes in einer geradezu staunenswerthen Weise; ehe ein Jahrhundert verging, stand es wieder in seiner Eigenart wie neugeboren und für ein weiteres Ringen nach frischem, freudigem Fortschritt auf geistigem und materiellem Gebiete gekräftigt und gerüstet da. Wie sich dies unter der Kaiserin Maria Theresia und ihren Nachfolgern zu vollziehen begann, ist eine der anziehendsten Partien der neuen Geschichte Böhmens.

# Briefe von Adolph Pichler an Emil Kuh (1862—1876).

(Schluß.)

Lieber Freund!

Die Gicht habe ich endlich durch Eis und Fasten vertrieben; obwohl die Schneedecke im Hochgebirge nur einzelne Risse hat, wollte ich doch vorgestern auf die Tarnthaler Köpfe, mußte aber, wie Makbeth's Hexen, bei Donner und Blitz abfahren.

Zu Florenz habe ich auf S. Miniato Gedichte von Schiller gelesen und dann hier den Briefwechsel Humboldt's mit ihm und Goethe. Leider ging bei einer Plünderung des Schlosses Tegel ein Theil dieses unschätzbaren Gutes verloren. Die Correspondenz Manzoni's, welche ich vor einiger Zeit erhielt, ist dagegen doch sehr unbedeutend.

Hier laufen schon viele Fremde um und promeniren ihre Naturgefühle. Nur zu oft handelt es sich weder um eine Empfindung, noch einen Gedanken, sondern um die leere Mode, um eine oberflächliche Zerstreuung für Leute, die sich nie im Ganzen zusammenfassen mögen, da thut es dann eine Blume, ein Bächlein, ein Vogel oder noch lieber eine gebackene Forelle. Eine Flucht in's Freie vor der eigenen Ideenarmuth, höchst erquicklich für die Weiblein, die sich, vom Salon auf dem Land und vom Land im Salon erholen. Das Volk weiß nichts von jener faden Naturschwärmerei, weil es die Dinge auf ihre Wirklichkeit packt und schon gar nicht Zeit hat, sich etwas vorzulügen.

Jüngst meinte ein Grobian: Der Unterschied zwischen den Touristen und den Ochsen, die man beide auf das Joch treibe, bestehe darin, daß jene Wein, diese Wasser saufen.

Geben Sie mir den Tag Ihrer Abreise genau an, damit wir uns nicht verfehlen.

Ihr

Innsbruck, 22. Juni 1876. Pichler.

Lieber Freund!

Die Wolken scheinen sich zu beruhigen; ich hoffe in den nächsten Tagen nach Süd gehen zu können, wenn nur von Ihnen keine Gegenordre kommt.

Daß Sie wieder bei der Arbeit Ihre Gesundheit auf's Spiel gesetzt haben, ist geradezu ein Unrecht.

Ueber das österreichische Gymnasium wäre viel zu sagen und zu klagen, eine Reform wäre jetzt vielleicht nöthiger, als 1848.

Ich wurde ebenfalls von einer Redaction um einen Aufsatz über Grün ersucht. Die Sache an und für sich ist nicht schwer; doch müßte man das Materiale, weil man ihn für das große Publicum doch nicht durch eine bloße Formel charakterisiren darf, von allen Seiten zusammenklauben, seine Reden nachlesen, geeignete Citate suchen und dergl. mehr, wenn man sich nicht einfach dem Chore der ästhetischen und politischen Klageweiber anschließen will.

Diese technische Vorarbeit werden binnen Jahresfrist Andere besorgen, ob ich dann noch Lust habe etwas zu schreiben, weiß ich nicht, vorläufig habe ich abgelehnt.

Die neuesten Gedichte von ihm haben mich nicht angemuthet, von der „Veranda" die unter der Presse ist, erwarte ich nach allen Andeutungen nicht viel; der Prinz Eugeni in Ihrem Dichterbuche war wohl seine letzte beste Arbeit. Hier „bildert" er nicht blos, er „bildet" auch, wie Grillparzer sich ausdrückte. Die Wiener Spaziergänge und Schutt muß ich wieder einmal vornehmen, vor den Märztagen zündeten sie auch bei mir, jetzt werde ich sie nur auf den reinen poetischen Gehalt ansehen.

Sie sind selbstverständlich diesen Dingen mit größerer Aufmerksamkeit gefolgt als ich und stehen ihnen daher anders gegenüber als ich.

Tausend Grüße!

Ihr

Innsbruck, 20. September 1876. Pichler.

Lieber Freund!

Ich sitze wieder in Innsbruck; das Wetter war mir zu zweifelhaft, um mich wieder auf ein Joch zu wagen; die hellen Herbsttage mit ihrer Klarheit, ihrem Reif scheinen auch heuer ausbleiben zu wollen und so komme ich vor dem Winter schwerlich mehr nach Süden.

Zu Innsbruck traf ich in der Buchhandlung Photographien nach Zeichnungen von Raphael: Einfälle, die er flüchtig auf's Papier warf, Skizzen, Studien. Man erschrickt vor dem Fleiße, mit dem er Aug' und Hand immer wieder an den Maßen und Verhältnissen der Natur übte: hier ein Kopf, ein Arm, dort ein Bein, eine Gewandfalte. Und doch ist wieder jeder Strich eigen! Er nahm von der Natur und gab von der Natur: Wie jeder Genius höchster Potenz! Vielleicht finden Sie diese „Disegni“ in einer Buchhandlung zu Meran, dann blättern Sie dieselben durch.

Auch heute der Himmel voll Regenwolken!

Grüße an Alle!

Ihr

Innsbruck, 29. September 1876. Pichler.

Lieber Freund!

Durch Schneller erfahre ich, daß Sie nun die Gefahr überwunden und entschieden auf dem Wege der Besserung seien. Nehmen Sie meinen Glückwunsch und auch Ihre Familie. Bei der Genesung fühlt man, daß man denn doch nicht ein Sandkorn sei, sondern das Segment eines Kreises, der ohne uns zerbräche, und man ist nicht blos für sich, sondern das Ganze dankbar.

Ich kann Ihnen nur Tutti Frutti bieten.

Auf dem hiesigen Theater Grillparzer's Medea; dann die von Euripides gelesen. Minckwitz' Uebersetzung hat das Stück recht ordinär und trivial gemacht. Da erscheint vieles plump und gewöhnlich, was der Adel der griechischen Sprache auf das Maß des Poetischen erhebt. Auch den Ton: Im Grunde trotz aller Virtuosität ein ganz gottloses Intriguenstück. Aristophanes hat gegen Euripides, der öfters pessimistisch als tragisch ist, doch völlig recht, wenn auch dieser nicht aus seiner Zeit springen konnte.

Lesen Sie in A. Schmid's „Pariser Zustände in den Tagen der französischen Revolution“ 2. Hälfte des 3. Bandes über die religiöse Bewegung in Frankreich; daraus begreifen sich die heutigen Franzosen.

Die Religion ließ sich auch damals nicht von einer kleinen Minorität der großen Majorität aus Herz und Sinn wegdecretiren. Mit Mirabeau sank der letzte große Staatsmann in das Grab, ihm folgten Schwätzer, Schwärmer, Lumpe, bis sie Napoleon wegfegte. Nirgends sind die Gesetze des Völkerlebens so schrecklich klar: aber die Geschichte ist keine Lehrerin der Menschen, denn die Menschen wollen nicht lernen. Und in dieser Riesentragödie die Episode Forster's; was ist all der moderne Weltschmerz gegen das Weh dieses Mannes!

Genießen Sie mit den Ihrigen die Feiertage; lassen Sie sich die Muße durch keine Flausen verderben, weder politische noch literarische.

Prosit Neujahr!

Ihr

Innsbruck, 23. Dezember 1876. Pichler.

Am 30. December erfuhr ich von der Gattin Kuh's seinen Tod. Möge mein Brief an sie diese Correspondenz schließen.

Hochverehrte gnädige Frau!

Die Nachricht vom Tode Kuh's kam mir nicht unerwartet, hat mich aber dennoch tief ergriffen. Den Brief, welchen ich an ihn angefangen, habe ich soeben dem Feuer übergeben.

Einem Schmerz gegenüber, den nur die Zeit lindern kann, müssen alle Trostgründe verstummen. Möge das Glück seiner Kinder einen milden Strahl in die Einsamkeit der Wittwe werfen.

Nie werde ich seine Ehrlichkeit, seine Wahrheitsliebe vergessen. Das Werk über Hebbel wird seinen Namen in die Zukunft tragen; jetzt mag es wie die Waffe des gefallenen Soldaten seine Bahre schmücken.

Sei ihm die Erde leicht!

Ihr

Innsbruck, 31. Dezember 1876. Pichler.

# Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn.

**Das Colonialrecht im 19. Jahrhundert.** Von Ferdinand Lentner. Wien, Manz.

Die Weltgeschichte bewegt sich in merkwürdigen Wiederholungen. Erscheinungen, die man längst der Vergessenheit anheimgefallen glaubte, tauchen nach Jahrhunderten wieder auf; Ereignisse, deren Wirkungen ausgeglichen schienen, beschäftigen nach Generationen die Geister und Gemüther mächtiger als zuvor. Zwar verschieben sich naturgemäß die begleitenden Umstände. Andere Gruppirungen, andere Interessenverbände, andere Schauplätze der politischen und wirthschaftlichen Kämpfe treten in den Vordergrund; aber die großen Gesetze, nach denen sich die Schicksale der Völker und Staaten vollziehen, sind dieselben geblieben. Dreimal im Laufe der Jahrhunderte hat sich für die Völker der abendländischen Cultur jener mächtige Umwandlungsproceß vollzogen, welchen man als Uebergang von der Volkswirthschaft zur Weltwirthschaft bezeichnen kann. Das erste Mal nach der Entdeckung von Amerika und der Eröffnung des neuen Seeweges nach Ostindien am Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts; das zweite Mal zur Zeit der Utrechter Commerzacte und der Anbahnung eines Gleichgewichtssystemes der Seestaaten zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts und das dritte Mal im letzten Fünftel des neunzehnten Jahrhunderts durch die Gründung des Congo-Freistaates und das Aufleben des colonialen Wettbewerbes in Folge der Erwerbung nicht unbeträchtlicher Colonialgebiete von Seite des Deutschen Reiches.

Ein Complex tiefgreifender Ursachen war es jedesmal, der die Colonialpolitik im großen Style in Fluß gebracht, und in das See-, Strom-, Colonial- und Kriegsrecht neue Gestaltungen hineingetragen hat.

In jeder dieser Epochen erlangten die geographischen und ethnographischen Kenntnisse, wie nicht minder das internationale Recht eine hohe Bedeutung und das Wohlgefallen an der begreiflichen Dialektik der Jurisprudenz trat da jedesmal zurück vor der Nothwendigkeit, die Rechtsverfeinerung der Rechtsfindung unterzuordnen.

Schon unter Leopold I. hat es nicht an Versuchen gefehlt, die österreichischen Erblande von der erdrückenden Concurrenz der französischen und holländischen Manufactur unabhängig zu machen. Um das Jahr 1666 wurde ein Commerz-Collegium eingesetzt, Handwerk und Handelschaft, Land und Leute in vermöglicheren Stand und Flor zu setzen und in dasselbe Johannes Joachim Becher aus Speyer berufen, ein vielseitiger, äußerst findiger Gelehrter, aber auch ein äußerst unbeständiger Charakter, Teophrastus Paracelsus vergleichbar, nur nicht so uneigennützig wie dieser. Er brachte thatsächlich eine Association der Seiden-Producenten zu Stande, wollte eine ähnliche Compagnie unter den Weinbautreibenden zu Wege bringen, dann unter den Fabrikanten von Webewaaren, Tuch, Lederzeug u. s. w. Die Fabrikation von Glas, Porzellan, Metallwaaren und Chemikalien sollte dem Staate vorbehalten bleiben und zur Förderung dieser Industriezweige ein Kunst- und Werkhaus errichtet werden, welches später als „Manufacturhaus auf dem Tabor", freilich mit veränderter Bestimmung zu großem Ansehen und nicht zu unterschätzender Bedeutung gelangt ist. Die Türkenbelagerung fegte es hinweg, nicht aber die Idee, welcher es seine Entstehung verdankt hat.

Besonders richtete in der Folgezeit Karl VI. seine vorsorglichen Absichten darauf, dem Handel und der Industrie seiner Erb- und Stammländer möglichst vortheilhafte Bedingungen der Entwickelung und Sicherung zu verschaffen. Die verheißungsvollen Anfänge der unter diesem weitblickenden Herrscher gegründeten, mit großer Machtvollkommenheit ausgestatteten Ostindischen Handelscompagnie sind nicht minder bekannt, wie der Umstand, daß diese maritime Verbindung auch das Ziel anstrebte, den Zugang zum afrikanischen Festlande zu eröffnen, den dunklen Erdtheil mit der abendländischen Cultur und den Rechtseinrichtungen civilisirter Völker bekannt zu machen, aber nicht im Wege brutaler Ausbeutung, sondern durch die erziehende und sittigende Vorarbeit der christlichen Missionen, durch strenge Einhaltung der Seerechtsgrundsätze, wie durch Treue und Gewissenhaftigkeit im Handel und Verkehr. Der Kaiser selbst zeichnete die einzuhaltende Bahn in den Worten vor: „Staat und Volk dürfen nicht in dem Materiellen versinken, sondern sollen durch Pflege des Geistigen und dessen, was dem Geiste den höchsten Aufschwung giebt, durch das Vertrauen in die vaterländische Kraft und Größe dasjenige vollenden, was ruhmreiche Vorfahren vorgezeichnet haben." Und die begeisterte Antwort der Völker lautete: „Oesterreich über Alles, wenn es nur will", ein Wahlspruch, der damals gang und gäbe, von Ph. W. Hornigh einer geographisch-politischen Schilderung Oesterreichs als Titel vorangesetzt wurde.

Was Karl VI. unter schwierigen Verhältnissen angebahnt hatte und theilweise durch die Staatsraison genöthigt, wieder preisgeben mußte, sollte unter Maria Theresia in neuem Glanze erstehen. Ihre Seerechtsgesetzgebung und Consulatseinrichtungen bilden noch gegenwärtig die Grundlage der internationalen Rechtsordnung in handelspolitischer Beziehung. Manche verheißungsvollen Impulse der Gegenwart, betreffend die Erstattung periodischer Handelsberichte durch die Consulate, die Bearbeitung dieses Materiales durch eine statistische Amtsstelle, die Errichtung handelspolitischer Informationsbureaux, die stabilen und schwimmenden Musterlager, die engere Verbindung zwischen Consulaten und Handelskammern, sind nur eine Wiederbelebung theresianischer Ideen.

Auch das orientalische Museum, welches nunmehr seiner Erweiterung zu einer centralen Informationsstätte für den Handel entgegenreift, zählte unter die

Lieblingspläne der großen Regentin. Das Interesse und die Empfänglichkeit für die gemeinnützigen Institutionen des Weltverkehres ist seither im österreichisch-ungarischen Reiche nie erkaltet, wiewohl bereits seit dem 18. Jahrhundert die Sicherung der Handelsverbindungen mit den Donaustaaten und den großen Seeplätzen am Mittelländischen Meere und folgerichtig die commercielle Entwickelung von Triest und Fiume die Perspective für die maritimen Bestrebungen der Monarchie bildet. Damit soll nicht gesagt sein, daß man sich dießseits wie jenseits der Leitha den colonialen Plänen und Gründungen gegenüber theilnahmslos verhält. Beweise für das Gegentheil sind der österreichisch-ungarische Vertrag mit der Congo-Regierung vom 24. December 1884, die Ausrüstung einer österreichischen Congo-Expedition, die Vertretung Oesterreich-Ungarns auf der Berliner Conferenz, die Genehmigung der Congo-Acte vom 26. Februar 1885 durch die beiderseitigen Legislativen u. s. w.

Dieses internationale Uebereinkommen ist in der That bedeutsam genug um das Interesse zu erklären, mit welchem die Monarchie die darin niedergelegten Vereinbarungen begleitet hat. Sie betreffen die Uebertragung der Grundsätze des Wiener Congresses vom Jahre 1815 in Betreff der Handels- und Schiffahrtsfreiheit auf den Congo und Niger, die gemeinsamen Maßregeln zur Unterdrückung des Sklavenhandels und der Sklavenmärkte, dann die bei künftigen Besitzergreifungen von herrenlosen, einer civilisirten Macht noch nicht unterstellten Gebieten zu beobachtenden Regeln und Rücksichten.

Hiermit betritt die in dem trefflichen Buche eingehaltene Darstellung den Boden des positiven Völkerrechtes und wendet sich der Frage zu, wie im Unterschiede von Staatscolonien, für deren Erwerbung das Recht der Kriegseroberung allein maßgebend ist, Handelscolonien nach internationalem Gewohnheitsrechte und den im Laufe der Jahrhunderte zur Anerkennung gelangten Rechtsnormen thatsächlich erworben werden und als effective Objecte der Gebietshoheit zu respectiren sind.

Da bei dem Mangel an Vorarbeiten über internationales Colonialrecht hier eine größere, zum Theile originäre Selbstthätigkeit des Verfassers geboten erschien, ist dieser Abschnitt von besonderem Werthe. Es werden in systematischer Uebersicht und unter Berücksichtigung dessen, was in früheren Epochen Brauch und Uebung war, die Rechtstitel der colonialen Besitzergreifung untersucht, als da sind: die Occupation, als gegenständliche, unmittelbare und umfassende Besitzergreifung von herrenlosen Territorien; die Bemächtigung von solchen Gebieten in Folge militärischer Besetzung und nach vollständiger Ueberwältigung des Widerstandes der wilden Horden; die allmähliche agrar- und handelswirthschaftliche Cultivation von freistehenden Gebieten; die Uebernahme eines Seeprotectorates oder einer Schutzherrlichkeit, bethätigt durch continuirliche Hoheitsacte und internationale Maßregeln.

Dagegen ist eine etwa schon bestehende, wenn auch noch so mangelhafte Staatsgewalt kein Gegenstand der Occupation, sondern kann erst in abgeleiteter Weise durch regelrechte Uebertragung oder Abtretung erworben werden. Scheinverträge, Erwerbungen von hierzu nicht ermächtigten Agenten und Emissären, symbolische Hoheitsacte durch Proclamationen, Aufhissen von Fahnen, Flaggen, Errichtung von Grenzpfählen begründen, wofern ihnen nicht der thatsächliche Act der Besitzergreifung nachfolgt, kein solches Eigenthum, das von den übrigen Staaten respectirt

zu werden braucht. Allein selbst bei der effectiven Occupation aus was immer für einem Rechtsgrunde, soll dieselbe nach ausdrücklicher Vorschrift der Generalacte der Congo-Conferenz den Signatarmächten notificirt werden, um dieselben in Stand zu setzen, jenen Schritt auch als rechtlich vollzogen anzuerkennen und im Interesse des gemeinnützigen Zieles der Colonialpolitik, auf die Einsetzung einer Obrigkeit und die Einführung staatlich geordneter Zustände zu dringen. Es ist dieß die praktische Ausführung des seit dem dritten Pariser Frieden in das positive Völkerrecht einverleibten Grundsatzes, daß zur Aufrechthaltung des naturgemäßen Gleichgewichtes unter den Staaten wesentliche Territorialveränderungen nicht ohne Zustimmung der Großmächte erfolgen und deren übereinstimmender Wille das Ansehen eines Mandates besitzen soll. Seither sind manche dieser Rechtsregeln zur actuellen Anwendung gelangt, besonders im Streitfalle wegen der Besitzergreifung der Carolinen-Inselgruppe, dessen Hergang und glückliche Lösung durch den Schiedsspruch Leo XIII. die Schrift getreu und anschaulich schildert.

Im Schlußworte macht der Autor einige treffliche Bemerkungen über die Aufgabe des Völkerrechtes in unserer von tiefen Gegensätzen und gewaltigen Bestrebungen bewegten Zeit. Er sagt ungefähr: In diesem bald übertrieben gepriesenen, bald wieder unterschätzten Wissenszweige tritt die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der sittlichen Natur unserer Handlungen, dieser Urquelle alles Rechtes, mit dem natürlichen Uebergewichte, welches der Kraft und Stärke innewohnt, in äußerst folgerichtiger Verbindung zu Tage. Das Völkerrecht bringt nicht nur alle Formen des Rechtes auf seinem weiten Gebiete je nach Bedürfniß zur Anwendung, sondern kann auch der Einsicht in die großen Gesetze des Gleichgewichtes und der Bewegung im Lebensprocesse der Völker und Staaten nicht entbehren, soll es ordnend, wie schützend und abwehrend seiner Aufgabe gewachsen sein. Wie das Völkerrecht der Römer die eigentlichen Naturrechtsgrundsätze enthielt, das germanische eine merkwürdige Specification von römischem, canonischem und gemeinem Deutschen Rechte, ähnlich ist das Völkerrecht der Neuzeit ein Ergebniß des Ineinandergreifens und Zusammenwirkens vieler Momente der Vergangenheit und Gegenwart, vieler Ereignisse und Erfahrungen, vieler innerer und äußerer Antriebe, man möchte fast sagen, eines der Merkzeichen, daß wir im Begriffe sind, in ein besonderes weltgeschichtliches Stadium zu treten.

M.

---

Herausgeber und Redacteur Dr. Joh. B. Meyer. Verantwortlich Franz Grünanger.

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

## Erstes Heft. (April.)



## Zweites Heft. (Mai.)



## Drittes Heft. (Juni.)



## Viertes Heft. (Juli.)



## Fünftes Heft. (August.)



## Sechstes Heft. (September.)

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.